

BILANZ

Ein Gespräch
mit dem Mann,
der Thomas
Middelhoff war



Senator Excellence



Beijing · Dresden · Dubai · Geneva · Hong Kong · Macau · Madrid
Nanjing · Paris · Shanghai · Shenyang · Singapore · Tokyo · Vienna



Glashütte
ORIGINAL

glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.



GERARD BUTLER'S CHOICE
DAS HEMD, DAS SICH WIE
KEIN ANDERES TRÄGT.

OLYMP
SIGNATURE

BVLGARI

ROMA



MAN
IN BLACK





Klaus Boldt / Chefredakteur

„Gibt es einen Prominenten-Malus vor Gericht – und in Redaktionen...?“

Wie es der Zufall will, liebe Leser, veröffentlichen wir in dieser Ausgabe gleich zwei Interviews mit Menschen, die zwar unmittelbar nichts miteinander zu tun haben, aber in gewisser Hinsicht doch ein ähnliches Schicksal teilen: jenes nämlich, dass sie weder von der Justiz noch von der Öffentlichkeit, aber auch nicht von allen Medien mit der gebotenen Fairness und Redlichkeit behandelt wurden. Es sind Thomas Middelhoff und Jörg Kachelmann; mit diesem sprachen wir übers Klima, mit jenem über den Knast.

Ich bin Jörg Kachelmann nie persönlich begegnet und kann über seinen Fall auch nur sagen, dass ich seine Schilderung von den Geschehnissen, die ihn 132 Tage in U-Haft gebracht hatten, stets als glaubwürdiger empfand als die Version seiner Anklägerin und dass ich mit seinem Freispruch von den Vergewaltigungsvorwürfen völlig einverstanden war. Aber mehr als eine Meinung habe ich zum Thema Kachelmann nicht zu bieten. Mein Kollege Thomas Delekat hat den Mann, der wahrlich kein Freund von Axel Springer ist, in Holzkirchen getroffen und ein beachtenswertes Gespräch mit ihm geführt.

Thomas Middelhoff hingegen kenne ich seit nunmehr 20 Jahren. Zuletzt haben wir uns am 9. September in der BILANZ-Redaktion gesehen: Er sitzt ein im Gefängnis Bielefeld-Senne, hatte aber Freigang, es war ein Sonnabendvormittag, das Verlags-haus fast menschenleer; über Hamburg zog dunkles Wetter auf. Mir begegnete ein Mann, der von schwerer Krankheit gezeichnet ist, mitgenommen von der Haft – aufgewühlt und erschüttert und in seinem Innersten wie von einem Eisstachel berührt.

Als „Größenwahnsinniger“ wurde Deutschlands berühmtester Häftling von Journalistenkollegen geschmäht und verunglimpft, von Leuten, die ihn nie oder vielleicht nur ein einziges Mal gesehen hatten, als „Blender“ verhöhnt, als „Trickser“, „Großkotz“, „Bonus-Boy“, „Oberprimaner“, „Kaiser im Märchen“, „Gutsherrn“, „Turbokapitalisten“, „Dr. Gnadenlos“, „Seine Majestät“ und wieder und wieder als „Big T“. „Big T“ sei „dünnelhaft“, „geldgierig“, „arrogant“, „miethaifischig“, „eitel“ und „sprunghaft“. Mit seinem „breitfröhlichen Dauerlächeln unter akkurater Haartracht“ hätte er „nach Polierwachs riechen müssen“, und so geht das weiter und weiter und weiter und hört bis heute nicht auf. Ist der Mann wirklich so?, habe ich mich seither gefragt. Sollte ich mich so in Thomas Middelhoff getäuscht haben? TM und ich haben einmal offen über alles gesprochen.

TITELFOTO: GULLIVER THEIS; EDITORIALFOTO: SIMONE SCARDOVELLI

Mein
**Unternehmens-
erfolg?** Baut auf

durchgängig digitale
Prozesse!



Egal, was Sie geschäftlich planen: Die dafür notwendigen Freiräume verschaffen Sie sich mit durchgängig digitalen DATEV-Lösungen für sämtliche kaufmännischen Aufgaben. So können Sie sich ganz auf das Wesentliche konzentrieren – Ihr Unternehmen.

[Digital-schafft-Perspektive.de](https://www.digital-schafft-perspektive.de)



Zukunft gestalten. Gemeinsam.



KETTCAR & SCHWARZGELD Bei Kettler sind die guten Zeiten vorbei – die Firma sucht einen neuen Besitzer, die alten haben Steuerärger. **SEITE 12**



SCHULD & SÜHNE Hölle? Fegefeuer? Thomas Middelhoff über seine Zeit im Gefängnis und sein Leben davor und danach. **SEITE 18**



HÄRTE & SCHÖNHEIT Besuch bei Leibish Polnauer, einem der cleversten und erfolgreichsten Diamantenhändler in Tel Aviv. **SEITE 52**

NAMEN UND NACHRICHTEN

- 12 SCHWARZGELD**
Kettler steht zum Verkauf, und die Steuerfahndung ist dem toten Senior-Chef auf den Fersen
- 13 HECKLER & KOCH**
Warum klagt der gefeuerte Ex-Chef?
- 14 ALLES GUT BEI TOYS R US?**
Interview mit dem Deutschland-Chef des maroden Spielwarenhändlers
- 16 BELIEBTESTE ARBEITGEBER**
Umfrage unter 18.000 Nachwuchskräften

UNTERNEHMEN UND MÄRKTE

- 18 DER MANN, DER NIE „BIG T“ WAR**
Deutschlands bekanntester Häftling wird privat – im Gespräch mit BILANZ
- 30 GRUPP GROLLT**
Anwälte machen dem Trigema-Eigner ein unsittliches Angebot
- 32 BESSER ALS MUTTI**
Besuch beim erfolgreichen Bayer-Tochterunternehmen Covestro
- 36 MEHR WERTSCHÄTZUNG, BITTE!**
BILANZ-Kolumnist Wolfgang Kaden über ungeliebte Politiker
- 40 DONNERWETTER**
Wetterfrosch Jörg Kachelmann gewittert über seine Branche
- 46 GANZ NORMALE WERKTAGE**
Vier Spitzenmanagerinnen zeigen uns ihren Terminkalender
- 50 ENDLICH: DER TRECKER IST DA**
BILANZ-Leser haben Bäuerin Grace in Sambia einen Wunsch erfüllt
- 52 PREZIOSER KOHLENSTOFF**
Leibish Polnauer verkauft teure Diamanten via Internet



Gemeinsam mehr erreichen, um Ihre Anlagechancen zu erweitern.

NOCH UMFANGREICHERE PALETTE AN ANLAGELÖSUNGEN

Dank der Übernahme von Pioneer Investments kann Ihnen Amundi weltweit ein noch größeres Angebot zur Verfügung stellen. Hierzu zählen aktive, passive und alternative Strategien sowie sachwertorientierte Investmentlösungen und Services. Unser Ziel ist es, Ihnen das zu bieten, was am besten zu Ihren Bedürfnissen passt. Denn dies erwarten Sie von einem Partner Ihres Vertrauens. Lassen Sie uns gemeinsam mehr erreichen.



[amundi.com](https://www.amundi.com)

Alle Angaben nur zu Informationszwecken. Die Angaben können sich jederzeit ohne Vorankündigung ändern. Amundi Asset Management ist eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 1.086.262.605 € und ein von der französischen Finanzaufsichtsbehörde AMF beaufsichtigter und unter der Nummer GP 04000036 eingetragener Portfoliomanager. Sitz der Gesellschaft: 90, Boulevard Pasteur, 75015 Paris, Frankreich. Eingetragen im Handelsregister von Paris unter der Nummer 437 574 452 - amundi.com - August 2017. | W



HERZKÖNIG Kevin Costa von Novoheart züchtet Herzen im Reagenzglas. **SEITE 58**



EINFLUSSREICH Beeinflusserinnen wie Leandra Medine bekommen bis zu 25.000 Euro pro Post. **SEITE 94**

IDEEN UND INNOVATIONEN

- 58 NACHWACHSENDE ROHSTOFFE**
Novoheart züchtet menschen-taugliche Herzen im Reagenzglas
- 62 WIE GEHT'S EIGENTLICH...**
...Andreas Hauenstein und Ehssan Dariani?
- 64 KOWALSKYS CRASHTEST**
Ein Computer von Porsche?
- 66 DER PROTOTYP IST FERTIG!**
Hilfe für Diabetiker von Diamon Tech

KAPITAL UND ANLAGE

- 70 SO FUNKTIONIERT BLOCKCHAIN**
Diese Kette kann Banken ersetzen
- 73 DIE BESTEN GESCHÄFTSBERICHTE**
- 74 HABEN UND NICHT HABEN**
Kolumne von Marc-Oliver Srocke
- 75 KAUFEN? VERKAUFEN? ZWEI TIPPS**
- 75 MEINUNG & VIELFALT**
Bankenpräsident Herbert J. Scheidt

LEBEN UND STIL

- 76 ZU BESUCH BEI FREDERICO**
Ernest Timmerberg flog nach Rio...
- 83 HELGE IM HOTEL**
...und fuhr nach Böhmen
- 84 AUTO SPEZIAL**
84 Hier kaufen Scheich und Emir
88 Diesel – welche Krise?
90 Der Auto-Archäologe
- 92 HOLLEINS KUNSTWELT**
Amis verstehen – ein Leitfaden
- 94 SUNNY SIDE UP!**
Annette Weber über *Influencer*
- 96 BAADERS BESTE**
K.u.K auf Sylt und in Hamburg
- 96 FLASCHENPOST**
Ein Dofi, männlich muskulös
- 98 USW.**
QVC-Chef „Matjes“ Bork
- 97** Register, Impressum



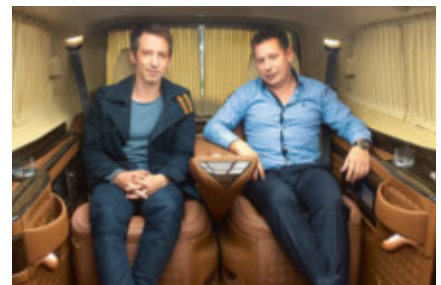
Noch im Mai hatte mir Norbert Scheuch (l.), damals Chef der Waffenschmiede Heckler & Koch, die (zum Glück nicht geladenen) Erzeugnisse seines Hauses präsentiert. Im August wurde er plötzlich gefeuert. Jetzt verklagt er seinen ehemaligen Arbeitgeber.

VOLKER TER HASEBORG, S. 13



Bitte recht freundlich, Herr Kachelmann! „Niemals, auf keinen Fall ein Foto“, ruft der Wettermann und ist schon auf den Gang hinausgeflüchtet – aber gleich wieder zurück: „Doch, geht.“ Ergebnis: BILANZ-Autor Thomas Delekat mit Hasenohren. Sehr komisch, Herr Kachelmann...

THOMAS DELEKAT, S. 40



Der Mindener Autoverschönerer Paul Klassen (r.) demonstrierte mir in seiner Werkshalle den Sitzkomfort einer von ihm veredelten Mercedes V-Klasse. Wir mussten vorsichtig sein: Das Auto, sagte Klassen, sei schon an einen Chinesen verkauft.

STEPHAN KNEIPS, S. 84

FOTOS: CLAUDIA PAUL, LEANDRA COHEN/INSTAGRAM, MICHAEL ENGLERT, BILANZ (2)

SAMSUNG

Knox



Mobile Sicherheit für den Einsatz im echten Arbeitsleben.

Menschen sind und bleiben Menschen. Natürlich wollen sie über ein ungesichertes WLAN im nächstbesten Café arbeiten. Aber keine Sorge: Wir haben eine mobile Sicherheit entwickelt, die schon beim Chip beginnt und der bereits 30 Regierungen weltweit vertrauen*. Das kann ganz schön beruhigend sein – denn warum versuchen, das Verhalten Ihrer Mitarbeiter zu ändern, wenn Sie ihnen einfach mobilen Schutz bieten können?

Verteidigungsstarke Sicherheit für eine Welt ohne Grenzen.

Samsung Knox Workspace mit VPN. Verschlüsselt Daten beim Speichern und bei der Übertragung.
* Die Liste der Regierungen und Regierungsbehörden, die Knox zertifiziert haben, kann jederzeit Änderungen unterliegen.
Nähere Informationen: samsungknox.com/security-certifications

samsung.com/samsungknox

Schweizer Schwarzgeld

KETTLER Die Bochumer Steuerfahndung hat wieder eine Größe der Wirtschaft im Visier: Heinz Kettler, Erfinder des „Kettcar“.



Als Kinder noch rote Wangen hatten und Tretautos fuhren: Die großen Zeiten der Firma Kettler aus Ense liegen weit zurück.

Die Bochumer Steuerfahnder gelten als die schärfsten Jungs der Szene. Sie überführten 2008 den damaligen Post-Chef Klaus Zumwinkel der Steuerhinterziehung, sicherten Daten der sogenannten „Steuer-CDs“, lieferten Material im Prozess gegen Werner Mauss. Wenn die Bochumer ausrücken, bleibt kein Auge trocken.

Jetzt haben sie wieder einen großen Namen der deutschen Wirtschaft am Haken beziehungsweise ermitteln im Zusammenhang mit dem Fahrrad-, Sportgeräte- und Gartenmöbelhersteller Kettler, der vor allem bekannt ist für sein Tretauto „Kettcar“ und dafür, dass sich



Vergiftetes Erbe: Heinz (1926–2005) und Karin Kettler (1959–2017) sollen Schwarzgeld hinterlassen haben.

an seine guten Zeiten kaum noch jemand erinnern kann.

Nach einer Informierung, die der BILANZ zugeht, wollen die Bochumer Schleicher beweisen, dass der 2005 verstorbene Firmengründer Heinz Kettler Millionenbeträge aus Auslandsgeschäften am deutschen Steuervogt vorbei in die Schweiz eingeschleust habe.

Die Fahnder sind auf Konten gestoßen, die ihren Verdacht erregten: bei der UBS, der Pictet- und der Reichmuth-Privatbank. Es geht um eine Summe zwischen 35 und 50 Millionen Euro. Das Geld fiel 2005 als Erbe an Kettlers Tochter

Karin, die im März dieses Jahres im Alter von 57 Jahren bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam.

Leute, die sich als Freunde ihres verstorbenen Vaters bezeichnen, behaupten, dass dieser vielmals, wenn auch nicht tausendfältig, Bar- bzw. „Spielgeld“ abgezweigt habe für Luxus-Kreuzfahrten und dergleichen.

Die List, zu der er griff, war denkbar einfach: So habe er Ende der 90er-Jahre zum Beispiel einmal einen Mitarbeiter nach Barcelona geschickt, um beim dortigen Händler in bar abzukassieren. Das Geld brachte der Kurier, als Tourist getarnt, im Koffer in die Schweiz.

Als Kettler senior 2005 das Zeitliche gesegnet hatte, übernahm Tochter Karin, eine Doktorin der Biologie, die Hinterlassenschaft: das Unternehmen – und das Privatvermögen. Glück hatte sie weder mit dem einen noch dem anderen: Das Unternehmen produzierte konkurrenzlos teuer, verschlief jeden zweiten Trend und musste 2015 Insolvenz anmelden. Nur eine Landesbürgschaft in Höhe

von 30 Millionen Euro hielt Kettler am Leben.

Der Umsatz ist in den vergangenen zwei Jahren um rund 25 Prozent auf 137 Millionen Euro verkümmert. 2018 droht der Firma erneut das Geld auszugehen. Jetzt steht das sieche Haus zum Verkauf (s. Kasten).

Erst 2016, elf Jahre nach dem Erbfall, soll Karin Kettler die Zürcher Rechtsanwältin Marina Bastron beauftragt haben, eine Gesamtliste der mutmaßlichen Schwarzgelder aufzustellen. Kettler plante eine Selbstanzeige wegen Steuerhinterziehung – doch dazu kam es nicht mehr.

Karin Kettlers Hinterlassenschaft ging auf die gemeinnützige Heinz-Kettler-Stiftung über. Auf sie konzentrieren sich jetzt die Bochumer Spürnasen. Kuratoriumsvorsitzender ist Manfred Sauer (69), langjähriger Geschäftsführer und Vertrauter Heinz Kettlers. Ob er von den Schwarzgeldkonten wisse, ob er sie gar eingerichtet habe? Seine Antwort: „Dazu kann ich Ihnen nichts sagen.“ **GAT/VTH**



Kettler im Angebot

Beim Firmenhändler Clearwater International läuft der Verkauf unter „Project Olympia“: Der Prospekt („Strictly private and confidential“) verspricht eine „einzigartige Akquisitionsmöglichkeit eines führenden Herstellers im deutschen Sport-, Freizeit- und Spielzeugmarkt mit einer Kultmarke“. Auf dem Deckblatt ist ein „Kettcar“ zu sehen. Mindestens 100 Millionen Euro wolle die Kettler-Stiftung durch den Verkauf Erlösen, erfuhr ein Interessent.



Kläger: Im August wurde Norbert Scheuch bei Heckler & Koch entlassen.

Widerständler

HECKLER & KOCH Ex-Chef klagt gegen fristlose Entlassung.

„Viele Manager glauben, sie seien Restrukturierer, weil sie irgendwann mal eine Kostenstelle umbenannt haben.“

Das sagte Norbert Scheuch (57), Vorstandschef des umstrittenen Rüstungsunternehmens Heckler & Koch (Umsatz: 202 Mio. Euro) und ein Freund der offenen Worte am 23. Mai, als BILANZ ihn in seiner Oberndorfer Firmenzentrale besuchte – drei Monate, bevor ihn sein Arbeitgeber am 29. August „mit sofortiger Wirkung“ vor die Tür setzte.

Gründe für seinen Rauswurf wurden nicht genannt, und Gründe vermag Norbert Scheuch auch nicht zu finden: Er habe die Firmenschulden seit seinem Amtsantritt Anfang 2016 von 300 auf 180 Millionen Euro gesenkt und war guten Mutes gewesen, sie in den nächsten fünf Jahren gänzlich zu tilgen.

Beim Landgericht Rottweil hat er Kündigungsschutzklage eingereicht. Sein Vertrag läuft noch bis Ende 2018.

Gründe für seine Abservierung lassen sich dennoch finden: Die Produktion stockt, weil zu viele verschiedene Gewehr- und Pistolenmodelle parallel hergestellt werden. Hinzu kommen immer wieder Qualitätsmängel, etwa bei der Polizeipistole „SFP 9“ oder, allerdings vor Scheuchs Zeit, beim Sturmgewehr „G 36“. **VTH**

Spieltrieb in Bielefeld

HANDEL Der US-Spielzeugkette Toys R Us droht die Pleite. Detlef Mutterer (51), Leiter der 105 Filialen in den deutschsprachigen Ländern und Polen, aber sieht sich „gut aufgestellt“.

BILANZ Herr Mutterer, Toys R Us hat in den USA Gläubigerschutz beantragt. Was ist schiefgelaufen?

DETLEF MUTTERER Die europäischen Toys-R-Us-Gesellschaften bleiben von dem freiwillig eröffneten Restrukturierungsverfahren unberührt. Die derzeitige Situation in den USA ist maßgeblich durch die hohen Finanzverbindlichkeiten und daraus resultierenden hohen Zinsbelastungen begründet.

Richtig, dass daran die Finanzinvestoren KKR und Bain Capital schuld sind, die Toys R Us 2005 für 6,6 Mrd. Dollar übernommen und einen Großteil davon Toys R Us aufgehalst haben?

Sicherlich haben Sie Verständnis dafür, dass wir uns zu dieser Fragestellung nicht äußern, da es sich um die Anteilseigner des Unternehmens handelt.

Jedenfalls lag es vor allem an jenen hohen Zinszahlungen, weshalb Toys R Us in Finanznot geraten ist und u.a. keinen konkurrenzfähigen Internethandel aufziehen konnte.

Richtig ist: Die US-Muttergesellschaft würde die hohen Zinsaufwendungen lieber in das operative Geschäft investieren. Dennoch haben wir den Trend Internethandel sehr wohl frühzeitig erkannt und sind mit unserem wachsenden *Online*-Geschäft gut aufgestellt. Derzeit werden zwei Drittel der Spielwareneinkäufe im deutschen Markt in stationären Geschäften getätigt.

Was bedeutet die Pleite kurz vor dem fürs Jahr entscheidenden



Kein Spiel: Die US-Spielwarenkette hat Gläubigerschutz beantragt.

Weihnachtsgeschäft für Ihre Firma?

Die strategisch gewählte Eröffnung eines Gläubigerschutzverfahrens in den USA und Kanada dient der Fortführung des Unternehmens. Unsere Märkte und *Online-Shops* sind weltweit geöffnet.



Begehrt: Trendspielzeug *Fidget Spinner*.

Erwirtschaften Sie im Gegensatz zum US-Mutterkonzern Gewinne?

Wir arbeiten profitabel.

Werden Sie trotzdem Filialen schließen müssen?

Im Gegenteil: Ende 2015 haben wir unseren neuen Markt in Ludwigsburg eröffnet. Seitdem gab es Neueröffnungen nach Umbau in Braunschweig, Magdeburg, Lübeck und Wien sowie die Eröffnung eines sogenannten *Pop-up Store* in Raunheim. In diesem Jahr sind noch zwei Neueröffnungen für Bielefeld und Frankfurt geplant.

Was ist Ihr Kassenschlager?

Nach dem diesjährigen großen *Hype*: der *Fidget Spinner*.

TO BREAK THE RULES,
YOU MUST FIRST MASTER
THEM.

DAS VALLÉE DE JOUX: SEIT JAHRTAUSENDEN WURDE DIESES TAL IM SCHWEIZER JURAGEBIRGE VON SEINEM RAUEN UND UNERBITTLICHEN KLIMA GEPRÄGT. SEIT 1875 IST ES DIE HEIMAT VON AUDEMARS PIGUET, IM DORF LE BRASSUS. DIE ERSTEN UHRMACHER LEBTEN HIER IM EINKLANG MIT DEM RHYTHMUS DER NATUR UND STREBTEN DANACH, DIE GEHEIMNISSE DES UNIVERSUMS DURCH IHRE KOMPLEXEN MECHANISCHEN MEISTERWERKE ZU ENTSCHLÜSSELN. DIESER PIONIERGEIST INSPIRIERT UNS AUCH HEUTE NOCH, DIE REGELN DER FEINEN UHRMACHERKUNST STETS ZU HINTERFRAGEN.



ROYAL OAK
CHRONOGRAPH
AUS EDELSTAHL

AUDEMARS PIGUET
Le Brassus

Reiz, Zauber & Attraktion

UMFRAGE 18.000 Nachwuchskräfte haben abgestimmt: Die Autokonzerne bleiben – trotz aller Dieselbetrügereien – immer noch Deutschlands beliebteste Arbeitgeber.

Die hiesige Autoindustrie, ein Auslaufmodell? Nicht für Deutschlands Führungs- und Fachkräfte-Nachwuchs: Gleich vier Autobauer und ein -zulieferer belegen die fünf ersten Ränge unter Deutschlands reizendsten Arbeitgebern. Dies ist das Ergebnis einer Umfrage der Berliner Marktforschungsfirma Trendence unter 18.000 Akademikern mit bis zu zehn Jahren Berufserfahrung.

Die jungen Leute, die an der Befragung teilgenommen haben, verdienen gut (im Durchschnitt 60.300 Euro im Jahr) und sind mit 44 Arbeitsstunden pro Woche vergleichsweise fleißig.

Die höchsten Gehälter zahlt die Autoindustrie (66.700 Euro), dort ist auch das Behagen der Mitarbeiter am größten – möglicherweise eine Erklärung für die Spitzenposition auf der Beliebtheitskala.

Generell wachse, laut Trendence, die Zufriedenheit: Man schließt dies daraus, dass im Vergleich zum Vorjahr 21 Prozent weniger Nachwuchskräfte einen neuen Job suchen. Allerdings werden sie häufiger in Versuchung geführt: 68 Prozent der Befragten geben an, in den vergange-

| Branchen mit den höchsten Gehältern 2017 (T€) | |
|---|------|
| Automobilindustrie | 66,7 |
| Banken und Versicherungen | 66,4 |
| Elektrotechnik und Elektronik | 62,8 |
| Konsumgüter | 61,7 |
| Maschinenbau | 61,6 |
| Versorgung und Umwelt | 61,0 |
| Beratung und Wirtschaftsprüfung | 60,2 |
| Medien und Werbung | 60,0 |
| Telekommunikation und IT | 59,0 |
| Forschung, Pharma und Gesundheit | 58,3 |

| Rang | Top-Arbeitgeber | % | Tendenz |
|------|---------------------------|-------|---------|
| 1 | BMW | 14,73 | ○ |
| 2 | Audi | 13,39 | △ |
| 3 | Bosch | 12,93 | ▽ |
| 4 | Porsche | 9,95 | △ |
| 5 | Daimler | 9,54 | ○ |
| 6 | Siemens | 9,38 | △ |
| 7 | Google | 9,37 | ▽ |
| 8 | DLR | 7,46 | △ |
| 9 | BASF | 6,11 | △ |
| 10 | Fraunhofer | 5,74 | ▽ |
| 11 | Continental | 5,72 | ○ |
| 12 | Airbus | 5,39 | △ |
| 13 | Bosch Rexroth | 5,10 | △ |
| 14 | IBM | 4,99 | ○ |
| 15 | Bayer | 4,96 | △ |
| 16 | BCG | 4,90 | ▽ |
| 17 | McKinsey | 4,87 | ▽ |
| 18 | Microsoft | 4,55 | △ |
| 19 | Max-Planck-Gesell. | 4,47 | ▽ |
| 20 | Eon | 4,36 | △ |
| 21 | Volkswagen | 4,33 | △ |
| 22 | ZF Friedrichshafen | 4,21 | △ |
| 23 | Accenture | 3,96 | ▽ |
| 24 | SAP | 3,71 | △ |
| 25 | Lufthansa Technik | 3,54 | △ |
| 26 | Allianz | 3,39 | △ |
| 27 | ABB | 3,02 | ▽ |
| 27 | Beiersdorf | 3,02 | △ |
| 29 | PWC | 2,98 | △ |
| 30 | RWE | 2,92 | △ |

Quelle: Trendence; %: Anteil der Befragten

nen zwölf Monaten Jobangebote erhalten zu haben, im Schnitt 4,2-mal. Was freilich ein wenig übertrieben erscheint.

Aus den Abwanderungswünschen sowie der Häufigkeit von Jobangeboten hat Trendence eine Wissensverlust-Kennzahl berechnet. Am höchsten ist sie im Medien- und Werbe- und Beratungsgeschäft. Auch für den öffentlichen Dienst, wo es generell bequemer zugeht, haben die Marktforscher einen hohen Wert ermittelt, bemerken allerdings: „Eine Branche mit zwei Extremen: Viele wollen weg, aber kaum einer bietet Jobs.“

Als besonders unattraktiv wurden übrigens die Erwerbszweige Medien und Werbung eingestuft, was die BILANZ ausdrücklich nicht gutheißen kann: Der Anteil derer, die dort nicht arbeiten wollen, ist mit 33 Prozent mehr als doppelt so hoch wie der Anteil derer, die dorthin wollen (14 Prozent).

Von der Geschlechterfront gibt es folgende Nachricht: Frauen verdienen im Schnitt 17 Prozent weniger als Männer – was ein Dutzend Gründe haben kann und nicht nur den einen.

GAT

| Branchen mit langen Arbeitszeiten (Std./Wo.) | |
|--|------|
| Beratung und Wirtschaftsprüfung | 47,7 |
| Konsumgüter | 45,8 |
| Medien und Werbung | 45,4 |
| Banken und Versicherungen | 44,6 |
| Handel | 44,5 |
| Ingenieurdienstleistungen und Bau | 44,1 |
| Logistik und Tourismus | 43,7 |
| Forschung, Pharma und Gesundheit | 43,6 |
| Telekommunikation und IT | 43,2 |
| Automobilindustrie | 42,9 |

Wo verdient man am meisten?

In welcher Branche arbeitet man am längsten, wer sind die 100 beliebtesten Arbeitgeber? Antworten auf www.bilanz.de

AM HORIZONT, WO DAS BLAUE

MEER DEN HIMMEL KÜSST,

heißt dieses Inselparadies Dich

willkommen – mit einer frischen

Brise und Vogelgezwitscher,

Dinner bei Kerzenschein und einem

atemberaubenden Panorama. Lass die

Hektik der Stadt hinter Dir und gönne

Dir den Luxus Deines eigenen kleinen




Universums, umgeben von nichts als dem

Meer und absoluter Ruhe.

Abu Dhabi 

DEINE AUSSERGEWÖHNLICHE GESCHICHTE

Zaya Nurai Island Resort
#InAbuDhabi

visitabudhabi.ae   



Beten ... lieben ... arbeiten ...

Thomas Middelhoff gehört zu jenen Menschen, von denen man so oft hört und denen man doch so selten begegnet: einer, der auf dem Weg zu sich selbst ist und fast die ganze Strecke geschafft hat.

Fragen: **Klaus Boldt** Bilder: **Gulliver Theis**

„Ich habe mich vor mir selbst geschämt.“

Der frühere Bertelsmann- und Arcandor-Chef Thomas Middelhoff (64) ist im November 2014 wegen Untreue in 27 Fällen und Steuerhinterziehung zu drei Jahren Haft ohne Bewährung verurteilt und noch im Gerichtssaal verhaftet worden. Den Schaden, den der Mann angerichtet haben soll, bezifferte das Gericht auf 485.000 Euro.

Bei dem Betrag handelte es sich um eine 180.000 Euro teure, größtenteils von Arcandor bezahlte Festschrift für Mark Wössner, den früheren Bertelsmann-Chef und langjährigen Aufsichtsrat der Arcandor-Firma Quelle, sowie um eine Reihe angeblich privater Flugreisen. Thomas Middelhoff hat die Vorwürfe stets bestritten.

Kein Manager vor ihm – zumindest ist in den Archiven ein solcher nicht verzeichnet – ist von den Medien und von der Öffentlichkeit jemals so verhöhnt und verspottet, so herabgesetzt und verächtlich gemacht worden wie er: Er sei die Verkörperung der Anmaßung, des Hochmuts, der Raffsucht, der Selbstgefälligkeit. Ausgetobt und abgearbeitet hat man sich an ihm. Acht Jahre lang. Ohne jedes Mitleid. Auch das ist Teil der wahren Geschichte. Im März 2015 musste Thomas Middelhoff Privatinsolvenz anmelden. Seine Strafe war in jeder Hinsicht ohne Maß.

Auch Uli Hoeneß war 2014 verurteilt worden: Hoeneß hatte nicht 485.000, sondern 27,2 Millionen Euro an Steuern hinterzogen; er hatte nicht seinem Arbeitgeber einen Schaden zugefügt, sondern der Gesellschaft – und kam dennoch mit dreieinhalb Jahren Haft davon.

Über das Böse und Gute im Charakter des Menschen hat Arthur Schopenhauer gesagt: „Der schlechteste Zug in der menschlichen Natur bleibt die Schadenfreude, da sie der Grausamkeit enge verwandt ist, ja ... überhaupt da eintritt, wo das Mitleid seine Stelle finden sollte.“ Denn diese sei „die wahre Quelle aller echten Gerechtigkeit und Menschenliebe“.

BILANZ Herr Middelhoff, die vergangenen acht Jahre waren die Hölle für Sie: Geld, Beruf, Familie, Gesundheit, Ansehen, Freiheit – alles *perdu*, alles verloren.

THOMAS MIDDELHOFF Ja, das ist so.

Gab es irgendwann einen Augenblick der stillen inneren Kapitulation?

Als ich am 14. November 2014 inhaftiert und ins Essener Gefängnis eingeliefert wurde, ist mir klargeworden, dass ich einen Kampf gegen Windmühlen geführt hatte. Gegen den Insolvenzverwalter von Arcandor, gegen die Medien, namentlich den „Spiegel“. Diesen Kampf konnte ich nicht gewinnen, und da hab’ ich innerlich kapituliert und auch resigniert. Eines ist bei alledem aber nicht geschehen: Man hat mir meine Würde nicht nehmen können. Und man hat mich auch nicht brechen können.

Ich sprach von der „Hölle“, aber sollte man die vergangenen acht Jahre Ihres Lebens nicht eher als „Fegefeuer“ bezeichnen, ein reinigendes Feuer für den Sünder?

Vielleicht. Hölle hat etwas Absolutes, Endgültiges. Das Fegefeuer lässt einem, der zumindest christlichen Glaubens ist, noch immer die Hoffnung, dass irgendwann nach dem Fegefeuer etwas Besseres kommt.

Im Fegefeuer besteht die Qual angeblich darin, dass der Mensch zwar die Liebe Gottes zu spüren glaubt, sich wegen seiner Sünden dieser Liebe aber nicht würdig fühlt.

Ja, das beschreibt eigentlich sehr zutreffend meine Gefühlslage während meiner Haftzeit in Essen.

Welche Sünden haben Sie begangen?

Meine Sünden liegen im Bereich meines persönlichen Verhaltens. Und wenn man diese Sünden umschreibt, dann finden sich schon Todsünden darunter: Eitelkeit, Selbstverliebtheit, Narzissmus, Völlerei – also Gier...

Sie gehen hart mit sich ins Gericht. Sind Sie geläutert?

Ja, ich glaube, das bin ich.

Haben Sie sich schuldig gemacht?

Ich habe mich schuldig gemacht in dem zuvor beschriebenen Umfang und Ausmaß. Ob ich mich schuldig gemacht habe im Sinne der Anklage und wofür ich verurteilt worden bin, müssen andere beurteilen.

Glauben Sie, dass Sie zu Unrecht bestraft wurden, aber auch zu Ihrem Glück?

Vielleicht hat mich die Strafe indirekt doch zu Recht getroffen. Es ist eine philosophische Frage, und ich stelle sie mir sehr, sehr häufig. Und ich komme zunehmend zu dem Ergebnis, dass ich vielleicht in letzter Sekunde bestraft wurde, um nach diesem Fegefeuer noch einmal die Chance zu haben für ein erfüllteres Leben.

Sie bereuen?

Ja, ich bereue, dass ich meine Familie nicht besser vor all dem schützen konnte, dem sie ausgesetzt war und noch immer ist. Ich bereue, dass ich zu eitel und zu selbstverliebt war.

Was, glauben Sie, nimmt man Ihnen übel, und was nehmen Sie sich selbst übel?

THOMAS MIDDELHOFF

Der gebürtige Düsseldorfer, ein Doktor der Betriebsökonomie, war einer der größten Stars der deutschen Wirtschaft: Als Chef des Medienkonzerns Bertelsmann (1998–2002) gelangen ihm die vollständigen Übernahmen des US-Buchverlagsriesen Random House und der Senderkette RTL. Der Verkauf von Anteilen an AOL, AOL Europe sowie Mediaways brachte Bertelsmann umgerechnet 8,6 Mrd. Euro ein. Middelhoff verdiente sich einen Sonderbonus von mehr als 40 Millionen Euro. Seinen Plan indes, Bertelsmann an die Börse zu führen, trug die Eigentümerfamilie Mohn nicht mit. 2002 trennte man sich.

Nach einem Gastspiel als Europachef der Beteiligungsfirma Investcorp zog er 2004 auf Bitten von Quelle-Erbin Madeleine Schickedanz in den Aufsichtsrat der heruntergekommenen, beinahe schon ruinierten Kaufhauskette Karstadt-Quelle ein. Er übernahm ein Jahr später den Vorstandsvorsitz und verfolgte einen strengen Sanierungs- und Sparkurs, verkaufte den Immobilienbestand, änderte den Firmennamen in Arcandor, akquirierte den britischen Touristikonzern Thomas Cook zur Gänze und bewahrte das Unternehmen vor dem Untergang.

Doch die Finanzkrise 2008 machte alle Pläne zunichte. Arcandor geriet in akute Finanzschwierigkeiten. Anfang 2009 schied Middelhoff aus. Sein Nachfolger Karl-Gerhard Eick stellte am 9. Juni den Antrag auf ein Planinsolvenzverfahren in Eigenverwaltung – und verließ die Pleitefirma wenige Monate später mit einem Sack voll Geld: einer Abfindung von 15 Millionen Euro. Kritik daran wies der Mann zurück: „Das finde ich nicht gerecht.“ Die Summe habe ja Großaktionär Sal. Oppenheim und nicht Arcandor gezahlt...



Ich denke, dass mir meine Ausstrahlung oder die Erscheinung meines Persönlichkeitsbildes übelgenommen wird, dass ich ständig heiter gewesen bin, ständig versucht habe, ein Bild von Überlegenheit und Arroganz zu produzieren. Ja, und das hasse ich aus heutiger Sicht auch.

Fühlten Sie Scham?

Ja. Tiefe Scham. Scham vor meiner Familie vor allen Dingen. Ich habe mich aber auch vor mir selbst geschämt. Und es gab Tage, in denen ich nicht mehr in den Spiegel gucken konnte.

Fühlen Sie heute Scham?

Ich fühle heute keine Scham. Es mag sein, dass das Buch, das ich geschrieben habe, eine selbstbefreiende Wirkung hatte. Es war mein Versuch, mit meinem Schicksal fertigzuwerden und zu verarbeiten, was mit mir geschehen war. Während des Schreibens gewann ich zudem die Erkenntnis, dass die Haftbedingungen und der Justizvollzug in Deutschland starke Defizite aufweisen, die es verdienen, thematisiert zu werden. Jedenfalls stehe ich zu meinen Schwächen. Und vertrete sie offen. Es spielt keine Rolle mehr. Nein, heute empfinde ich keine Scham.

Wann haben Sie den Entschluss gefasst, ein Buch zu schreiben?

Als meine Haftbeschwerde durch das Oberlandesgericht Hamm am 18. Dezember 2014 verworfen wurde und damit entschieden war, dass ich in Untersuchungshaft bleiben würde. Da habe ich gedacht: Ich weiß, was ich tun muss. Und das steht auch in dem Buch. Ich habe die ganze Nacht geschrieben, und das war der Beginn des Buches.

Ihr Buch „A 115 – Der Sturz“ trägt die Nummer der Einzelzelle während Ihrer Untersuchungshaft im Namen. Haben Sie es alleine geschrieben?

Ja. Ich hatte natürlich einen Lektor, aber ich glaube, der hatte wenig Arbeit.

Wie hoch ist Ihr Honorar?

Das weiß ich noch nicht einmal so genau, weil ich ja nicht Rechteinhaber bin.

Sie bekommen nichts?

Nein, ich bekomme gar nichts.

Ihre Anwälte haben das Buch vorab gelesen?

Ja. Einer konnte es nur mit großen Problemen lesen: Sven Thomas. Es hat ihn sehr, sehr bewegt und berührt, wie er mir sagte.

Die damalige Bundesjustizministerin Brigitte Zypries hatte im Juni 2009 ihre NRW-Amtskollegin aufgefordert, Ermittlungen gegen Sie zu prüfen: Sie und Ihre Frau Cornelia waren an Fonds des Projektentwicklers Josef Esch beteiligt gewesen, die Gebäude zu einem außergewöhnlich hohen Zins an Karstadt vermietet hatten. ▶

Kleine Freiheit: Am 9. und 10. September hatte der Häftling Thomas Middelhoff ein langes, freies Wochenende.

Frau Zypries hielt dies für verdächtig. Das Verfahren wurde eingestellt...

Das ist richtig, es wirkte aber wie eine Vorverurteilung und weckte in der Öffentlichkeit eine Stimmung gegen mich. Und auch diese Anzeige, erstattet nur zwei Tage vor der Europawahl, wurde in enger Kooperation mit dem „Spiegel“ der Öffentlichkeit mitgeteilt. Ihrer Anzeige hatte sie lediglich einen spekulativen Artikel des „Spiegels“ beigefügt, der einige Monate zuvor veröffentlicht worden war. Ich frage mich übrigens, ob Frau Zypries in Ihrer heutigen Rolle als Wirtschaftsministerin auch die Vorstände der deutschen Automobilindustrie anzeigt.

Sie spielen auf den ehemaligen Finanzvorstand und heutigen Aufsichtsratschef von VW an, Hans Dieter Pötsch, der allein zwischen 2010 und 2013 für 531.310 Euro Privatflüge mit der Flugbereitschaft des Konzerns unternommen und sie auch nur deshalb bezahlt hat, weil Ferdinand Piëch dies Anfang 2014 verlangt hatte.

Wenn man der „Bild am Sonntag“ trauen darf, hatte Herr Pötsch nicht einmal über eine Genehmigung seines Großaktionärs verfügt. Ich hingegen hatte die Genehmigung, Privatjets oder Hubschrauber nutzen zu können. Auf mündlicher wie auch auf vertraglicher Basis und durch entsprechende Zusagen von Frau Schickedanz.

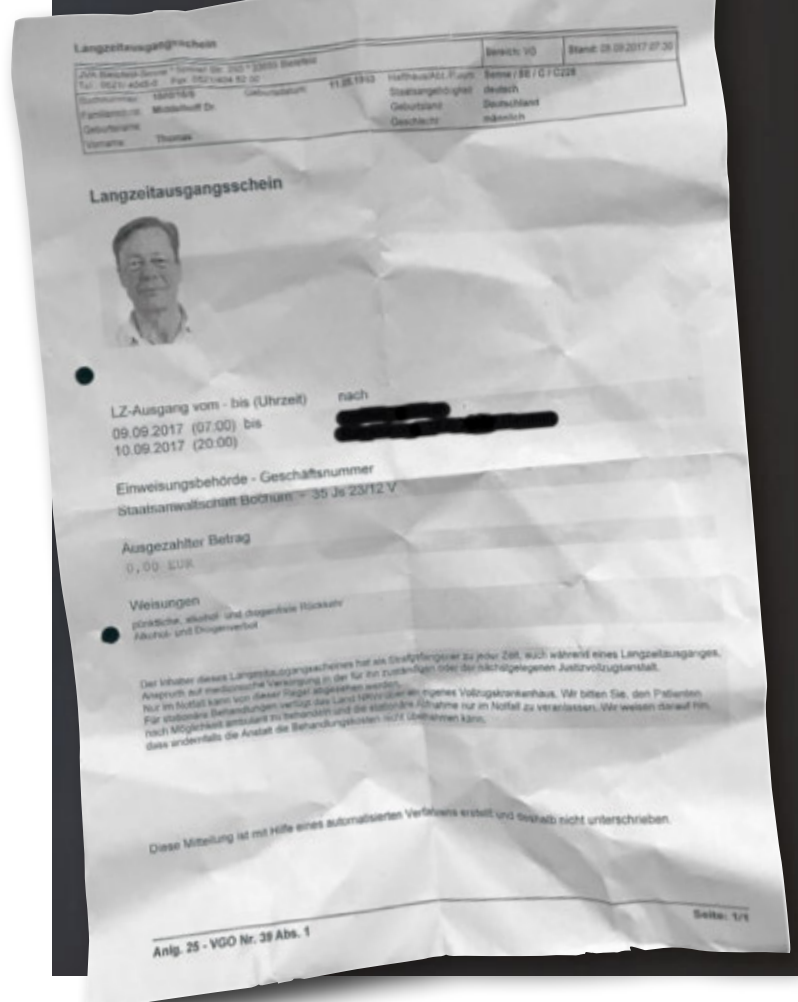
Was die damalige Arcandor-Aktionärin Madeleine Schickedanz vor Gericht bestritten hat.

Es gibt inzwischen Zeugen, die damals aufgrund laufender Ermittlungs- und Strafverfahren von ihrem Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch gemacht hatten, jetzt aber aussagen werden. Ich denke, dass dieser ganze Fall rund um die Flüge noch lange nicht beendet ist.

Können Sie Ihre Behauptung belegen?

Ja, es gibt Dokumente. Im Übrigen: Während VW seinen Vorständen für die Nutzung des Firmenjets lediglich den Luftansattarif, pro Flugstunde also 900 Euro, in Rechnung stellte, habe ich für die private Nutzung des Firmenjets Vollkosten bezahlt, insgesamt 2,5 Millionen Euro. Ich fordere nun nicht von Heiko Maas, dass er tut, was seine Vorgängerin Frau Zypries getan hat, und Ermittlungen gegen Herrn Pötsch aufnehmen lässt – aber ich denke, dass diese beiden Fälle, VW und mein Fall, Anlass genug sein sollten, um im Sinne der *Compliance* endlich wirklich eindeutige Regelungen aufzustellen.

Uli Hoeneß hatte Steuern in Höhe von 27,2 Millionen Euro hinterzogen und wurde zu einer Haftstrafe von dreieinhalb Jahren verurteilt. Der Schuldspruch fiel angeblich deshalb so milde aus, weil Hoeneß sich reuig gezeigt hätte. Nie daran gedacht, vor Gericht Reue zu zeigen?



Reue aus taktischen Gründen halte ich eigentlich auch für eine Todsünde. Abgesehen davon hat Herr Hoeneß ja kürzlich bei einem Auftritt in Liechtenstein gezeigt, wie es um seine Reue wirklich bestellt ist, als er sagte, ein Freispruch für ihn wäre völlig normal gewesen. Ich selbst habe für mich entschieden, dass ich keine falsche Reue für etwas zeige, von dem ich fest überzeugt bin, keine Reue zeigen zu müssen.

Richtig, dass das Urteil und die Saalverhaftung Sie beruflich vernichtet haben?

Das ist richtig. Das ist so. Ja.

Hat keiner Ihrer Anwälte gesagt: Komm, Thomas, zeig ein bisschen Reue, das kommt gut an bei Richter Schmitt?

Nein. Die wussten, dass ich keine Reue heucheln würde.

Aber im Nachhinein hätten Sie es sich gewünscht, dass Ihre Verteidiger Sie dazu aufgefordert hätten?

Die Frage ist schwierig zu beantworten. Vielleicht aus damaliger Sicht, ja. Aus heutiger Sicht, nein.

Hat sich Ihr Verhältnis zur eigenen Schuld mit der Zeit verändert?

Nein. Es hat sich immer mehr konkretisiert, eben auf diese, ich sage einmal, Psychoanalyse meiner selbst. Natürlich hab ich mich immer wieder geprüft: Was hast du bei Arcandor falsch gemacht? Allein, ich bin nicht zu dem Ergebnis gekommen, das die Öffent-

lichkeit unbedingt von mir hören will. Ich werde nichts von dem, was ich nach wie vor für richtig halte, öffentlich bereuen.

Meinen Sie, dass Prominente ihre bevorzugte Stellung vor Gericht mit einem Nachteil bezahlen müssen?

Aus meiner Sicht ist das so, ja. Es gibt einen Prominentenmalus im Strafrecht. Dies betrifft schon allein die Instanzenzüge: Ein Prominenter landet sofort vorm Landgericht, ihm wird damit eine Instanz genommen.

Die erstinstanzliche Zuständigkeit richtet sich nach der Straferwartung, nicht nach dem Bekanntheitsgrad. Anklage beim Landgericht wird erhoben, wenn eine Freiheitsstrafe von mehr als vier Jahren zu erwarten ist.

Das ist falsch. In meinem Fall war die Straferwartung, wie von der Staatsanwaltschaft gefordert, drei Jahre. Ich bin nur wegen meines Bekanntheitsgrades direkt vor dem Landgericht gelandet. Bedenklich ist noch eine andere Entwicklung. Denn nachteilig wirkt sich aus, dass mit dem Renommee des Angeklagten auch die Neigung bei den Ermittlungsbehörden wächst, mit führenden Medien zusammenzuarbeiten und sie mit Verfahrensdetails zu füttern. Das war nicht nur bei mir der Fall, sondern auch bei den Ermittlungen gegen den damaligen Postchef Klaus Zumwinkel oder den Bundespräsidenten Christian Wulff. Richter sind Menschen und so gesehen den Medien gegenüber nicht unvoreingenommen. Eine aktuelle Umfrage besagt, dass ein Drittel der Richter und Staatsanwälte durch Medienberichterstattung beeinflusst würden in ihrer Urteilsfindung.

Wie stark ist Ihr Glaube an Recht und Gerechtigkeit?

Nahe null.

Sie wurden wegen der Besorgnis, Sie könnten Suizid begehen, wochenlang in Ihrer Gefängniszelle spätestens nach 15 Minuten aus dem Schlaf gerissen. Hatten Sie je an Selbstmord gedacht?

Nein. Mein jüngerer Bruder hat sich umgebracht. Ich weiß, was das bedeutet für die Hinterbliebenen. Und nie im Leben hätte ich das meiner Frau oder meinen fünf Kindern angetan.

Die Grünen-Politikerin Renate Künast sah in dem Schlafentzug „eindeutig eine Verletzung der Menschenrechte“, der Historiker Hubertus Knabe, Leiter der Gedenkstätte in Berlin-Hohenschönhausen, fühlte sich an „die Methoden des DDR-Staatssicherheitsdienstes“ erinnert. Der Jurist und frühere Burda-Manager Jürgen Todenhöfer bezeichnete die Maßnahme als schikanöse, „folterähnliche Quälerei“, die „eines modernen Rechtsstaates unwürdig“ sei: „Sie passt zu Guantanamo, nicht zu Deutschland.“

In meiner Situation, in Untersuchungshaft, war ich durchaus dankbar für diesen Vergleich.

Warum haben Sie keine Schlafmaske verlangt?

Eine Schlafmaske wäre mir nicht ausgehändigt worden. Ich durfte noch nicht einmal eine Wärmflasche haben, weil ich damit eine Gummischleuder hätte bauen und einen Fluchtversuch unternehmen können... Aber eine Schlafmaske hätte mir ja auch gar nicht genutzt, weil ich alle 15 Minuten ein Lebenszeichen abgeben musste, meinen Arm heben zum Beispiel. Hätte ich dies nicht getan, wäre ich aufgeweckt, gerüttelt worden. Was hätte also eine Schlafmaske genutzt?

Wie ist Ihre Familie mit der Inhaftierung umgegangen?

Es war eine Katastrophe für sie. Aber meine Frau und meine Kinder haben sich untergehakt und zusammengehalten. Das sind die Stärken, die eine Familie halt auszeichnen, eine gute Familie. Sie haben mich aber diese Herausforderung und die Last, die auf ihnen lag, nie spüren lassen. Dass meine Saalverhaftung alle traumatisiert hat, ist mir erst später deutlich geworden.

In der Zelle, schreiben Sie in Ihrem Buch, hätten Ihre Gedanken „ein wucherndes Eigenleben entwickelt und einer Hydra gleich eine quälende Frage nach der anderen gebärt: Was kommt noch? Wird es weitere Verfahren geben? Mit welchem Strafmaß ist schlimmstenfalls zu rechnen?“

Damals kam ich mir vor wie Josef K. aus Kafkas „Prozess“, der sich Anschuldigungen einer Macht gegenüber sieht, der er machtlos ausgeliefert ist. Und dann war da die Überlegung, dass ich für eine Festschrift, die teilweise Arcandor bezahlt hat, und angebliche Privatflüge im Wert von 485.000 Euro schon drei Jahre bekommen hatte. Doch was würde erst passieren, wenn die Oxford-Anklage verhandelt würde...?

Es ging dabei um ein Sponsoring der Universität Oxford durch Arcandor in Höhe von rund 800.000 Euro pro Jahr mit einer Laufzeit von drei Jahren, dem angeblich kein entsprechender Gegenwert gegenübergestanden habe. Das Verfahren wurde eingestellt.

Damals dachte ich, wenn das zur Verhandlung kommt, drohen mir vielleicht zusätzlich neun Jahre Haft. Ich hatte die apokalyptische Vorstellung, dass ich den Rest meines Lebens in einer Zelle verbringen muss.

Sie hatten Angst?

Ich hatte pure Angst. Pure Angst. Ja.

Haben Sie gehasst in Ihrer Zelle A 115?

Ich habe es gehasst, dass diese einseitige Berichterstattung des „Spiegels“ ohne öffentliche Kommentierung durchgängig über Jahre praktiziert wurde.

Haben Sie den Hass anderer gespürt?

Ja.

Fühlten Sie Wut?



„Ich habe versucht, mein Leben zu ordnen.“

Ich spürte Verzweiflung. Und, ja, es gab auch Phasen, als aus dieser Verzweiflung Wut entstand. Nicht in Richtung Staatsanwaltschaft, sondern in Richtung der zuständigen Wirtschaftsstrafkammer. Vor allen Dingen, als ich merkte, dass ich ernsthaft, wirklich ernsthaft erkrankt war und nichts passierte.

Sie sind der U-Haft an der lebensbedrohlichen systemischen Form der Autoimmunkrankheit Chilblain Lupus erkrankt. Bereits zweimal wurden Sie am Herzen operiert. Der Gefängnisarzt hatte Ihre Krankheit zunächst als Fußpilz bestimmt. Sechs Wochen verstrichen ohne Diagnose.

Die Behandlung bestand darin, dass mir zunächst Müllbeutel über die Füße gezogen wurden, die vorher mit cortisonhaltiger Salbe eingeschmiert worden waren. Allein dieser Prozess ist schon menschenunwürdig. Weil zu viel Zeit verloren wurde, sind bei mir Herz und Nieren nun unwiderruflich geschädigt. Ausgelöst wurde die Krankheit durch den Stress, den der Schlafentzug ausgelöst hat.

Das lässt sich schwerlich beweisen.

Oh, doch. Die Mediziner haben meiner Meinung nach den Beweis erbracht durch die Untersuchung des Gewebes, das mir bei meiner Herzoperation entnommen worden ist. Dabei hat man genau diese Deformation meines Immunsystems festgestellt, ausgelöst durch Stress in Folge von Schlafentzug.

Sie werden das Land Nordrhein-Westfalen verklagen?

Eine Amtsträgerhaftung steht im Raum. Da geht's mir aber nicht um Geld für mich, sondern vielleicht um Geld für bedürftige Strafgefangene.

In Ihrem Buch prangern Sie die Verhältnisse im Strafvollzug an. Drogenabhängigkeit, Beschaffungskriminalität, katastrophale medizinische Betreuung: Sie wollen sich für Reformen einsetzen?

Ja, ich möchte eine Internetplattform aufbauen, die sich schwerpunktmäßig mit der Frage beschäftigt, wie man den geschlossenen Vollzug reformieren kann. Das treibt mich. Es ist erstaunlich, dass in Deutschland wirklich alle Institutionen infrage gestellt werden. Selbst die gesellschaftliche Stellung der Ärzte, die lange Zeit als Halbgötter in Weiß galten. Heute haben wir Halbgötter in Schwarz: Richter. Und was die sagen, tun und

entscheiden, ist Gesetz. Doch auch hier bedarf es mehr Kontrolle und wirksamerer Korrektive. So wie es heute ist, kann es nicht richtig sein, auch und ganz besonders im internationalen Vergleich.

Welche Medikamente nehmen Sie?

Ich nehme momentan zwölf verschiedene Medikamente. Die Hauptmedikamente sind eigentlich hochgiftige Anti-Malaria-Mittel, die mein Immunsystem runterdämpfen sollen. Zusätzlich bekomme ich Cortison und Arzneien für mein Herz. Und dann noch ein paar Kleinigkeiten.

Wie wirkt sich die Krankheit auf Ihr Alltagsleben aus?

Dergestalt, dass ich ständig engmaschig untersucht werde von Ärzten, ob diese Autoimmunerkrankung ein neues Organ angegriffen hat. Momentan sind meine Nieren beeinträchtigt. Es ist nicht vorhersagbar, was als Nächstes kommt. Also von Tag zu Tag ist es so ähnlich wie nach einer Chemotherapie, ein Zitterprozess: Was wird als Nächstes festgestellt?

Sie haben Gewicht verloren?

Momentan wiege ich ungefähr 69 Kilo. 17 weniger als früher.

Ihre Krankheit ist unheilbar. Wie hoch ist Ihre Lebenserwartung?

Nicht vorhersagbar.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Ja.

Was tun Sie gegen diese Angst?

Beten. Und ich versuche zu meditieren, Zeit zu finden. Ich habe versucht, mein Leben zu ordnen. Aber auch alles das zu ordnen in der gedanklichen Welt, was mir hilft, mit dieser Frage der Endlichkeit umzugehen.

Wofür fürchten Sie sich mehr: Dass Sie auf dem Totenbett jemanden beleidigen, der es nicht verdient, oder dass Sie allen verzeihen, die es nicht verdienen?

Vor dem ersten.

Hoffnung ist, was uns am Leben hält. Was hoffen Sie?

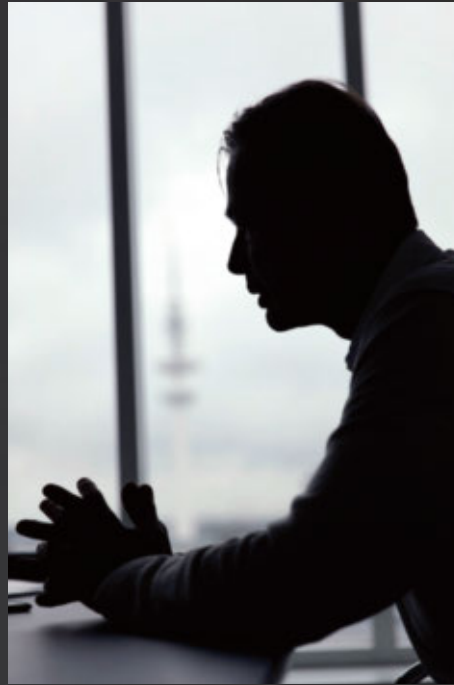
Zunächst einmal hoffe ich, dass mein Leben wieder in ein Gleichgewicht kommt. Es ist ja komplett aus den Fugen geraten, mein ganzes Lebensmodell. Vor allen Dingen auch im privaten, persönlichen Bereich. Und das hatte mir eigentlich immer Halt und Kraft gegeben. Daneben hoffe ich natürlich auch, dass ich das, was ich noch an Talenten und Kraft habe, für eine sinnvolle, wertstiftende Aktivität einsetzen kann.

Welche Hoffnung haben Sie aufgegeben?

Dass ich Fairness in der Öffentlichkeit erfahre.

Verändern sich im Alter die Hoffnungen?

Eindeutig. Früher waren meine Hoffnungen sehr stark materiell ausgerichtet. Dann musste es noch das Boot sein oder noch das



T. M. bei der BILANZ: „Alexander Dibelius hat Rückgrat und Zivilcourage. Er sagte: ‚Ich stehe auch in schwierigen Zeiten zu dir.‘“

Haus. Heute sind meine Hoffnungen sehr stark im immateriellen Bereich verankert.

Was erfüllt Sie mit Hoffnung? Natur, Kunst, Wissenschaft, Religion, die Geschichte der Menschheit?

Ohne Frage: die Religion. Und in jüngerer Zeit auch die Natur.

Quält es Sie mehr, wenn sich Ihre eigenen Hoffnungen nicht erfüllen oder wenn Sie die Hoffnung enttäuschen, die andere in Sie setzen?

Ich war immer sehr stark gelenkt davon, die Hoffnungen und die Erwartungen anderer zu erfüllen. Das ist vielleicht auch ein Ergebnis meiner Sozialisierung in der Kindheit. Das Kind in mir selbst. Und ich glaube, dass das heute auch noch ein Bestandteil meiner Persönlichkeitsstruktur ist.

Hoffen Sie auf ein Jenseits?

Eindeutig ja.

Wem der Schon-Verstorbenen möchten Sie begegnen?

Auf jeden Fall meinem Vater und meinen drei Brüdern.

Haben Sie Geschwister, die noch leben?

Ich habe noch eine Schwester.

Hoffnung hilft, aber manchmal hilft auch Humor.

Ist Humor etwas, das man als kranker Häftling verlernt?

Ich habe den Humor während meiner Haft zunächst völlig verlernt. Weil ich auch eigentlich überwiegend mit mir alleine war in einer desolaten Situation. Inzwischen habe ich ihn in Teilen zurückgewonnen. Ich muss nur aufpassen, dass dieser Humor nicht durch Zynismus überlagert wird.

Sie wurden 2015 gegen eine Kautions von 895.000 Euro zwischenzeitlich freigelassen. Wer hat diese Kautions bezahlt?

In Teilen meine Freunde aus Amerika. Und in Teilen meine Freunde aus Deutschland. Es waren nach meiner Erinnerung mehr als 20 Personen, die sich daran beteiligt hatten.

Unter ihnen war der AOL-Gründer Steve Case?

Ja. Mit dem größten Betrag.

Wie hoch war die Summe, die er beigesteuert hat?

Ich weiß es nicht. Er hätte aber auch die ganze Kautions bezahlt.

Abgesehen von Steve Case wollte sich zu Ihrer Enttäuschung kein Kautionsgeber in der Öffentlichkeit zu erkennen geben. Sie vermuten, weil es ihnen peinlich gewesen sei, mit Ihnen in Verbindung gebracht zu werden.

Das ist nicht nur eine Vermutung, das ist Fakt.

Unter den Kautionsgebern seien ein ehemaliger Investmentbanker und ein ostwestfälischer Unternehmer gewesen, schreiben Sie in Ihrem Buch. Der Investmentbanker war der frühere Goldman-Sachs-Deutschlandchef Alexander Dibelius, richtig?

Ja. Er hat Rückgrat und Zivilcourage. Er sagte: „Ich stehe auch in schwierigen Zeiten zu dir.“

Zum Verhängnis wurden Ihnen nicht die Flüge im Privatjet, sondern eine größtenteils von Arcandor bezahlte Festschrift für Mark Wössner, Ihren Vorgänger als Vorstandschef bei Bertelsmann. Anteil dieses Umstands an Ihrer ▶

Haftstrafe: zwei Jahre und drei Monate. Hat sich Mark Wössner an der Kautio n beteiligt?

Ja. Zunächst hatte er es abgelehnt. Aber zwei oder drei Tage, nachdem er abgesagt hatte, rief er meine Frau an und sagte ihr, dass er sich ihr und den Kindern zuliebe an der Kautio n beteilige.

Wussten Sie davon?

Ich hatte davon keine Kenntnis und hätte es auch nicht akzeptiert. Ich habe es erst einige Monate nach meiner Freilassung aus der Untersuchungshaft gegen Kautio n zufällig erfahren. Ich wäre, auf dieser Basis, lieber in Untersuchungshaft geblieben.

Gab es Situationen, wo Sie sich verraten fühlten von Menschen, die Sie als Freunde betrachtet hatten?

Davon gab es in letzter Zeit viel zu viele.

Ihre Frau habe auch bei einem Klinikunternehmer um Hilfe bei der Kautio n gebeten, heißt es in Ihrem Buch. Doch der Gefragte habe Sicherheiten verlangt – Sicherheiten, die Sie ihm nicht geben konnten. War es Ulrich Marseille, in dessen Aufsichtsrat Sie fünf Jahre lang saßen?

Den Namen möchte ich nicht bestätigen, aber grundsätzlich jeder, der mich näher kennt, weiß, dass ich nie im Leben fliehen würde. Deshalb wäre die Kautio n auch nie gefährdet gewesen und die Forderung nach Sicherheiten schwer verständlich.

Sind Sie den Reichen gegenüber, nachdem Sie als Gleichgestellter einmal ihre Denkweise kennengelernt hatten, so duldsam wie früher, oder sehen Sie sie heute kritischer?

Ich bin den Vermögenden gegenüber völlig ohne Neid. Ich hab alles in meinem Leben gehabt, was man sich vorstellen kann. Ich freue mich für sie, wenn sie ihr Leben in dieser Form genießen. Ich selbst brauche den Reichtum nicht mehr. Und ich glaube, dass ich so gesehen vielleicht befreiter bin. Den Managerkollegen stehe ich heute jedoch viel kritischer gegenüber. Weil ich glaube, dass viel zu viele von ihnen viel zu angepasst sind. Vor allen Dingen gegenüber der Öffentlichkeit und der Politik. Und ich bin überzeugt davon, dass es nur begrenzt gut ist für die Wirtschaft, wenn die Mehrheit der ehemaligen Kollegen versucht, sich wegzuducken, damit der Scheinwerfer der Öffentlichkeit über sie hinwegstreicht. Vielleicht haben Medien und Justiz ja auch deswegen gerade mich ausgesucht und, ja, ein bisschen kleiner gemacht.

Wenn jemand in der Lage ist, Ihnen mit Geld zu helfen oder wenn Sie in der Lage sind, jemandem mit Geld zu helfen, gefährdet das nicht die bisherige Freundschaft?

Man sollte mit Freunden keine Geschäfte machen oder Freunden Geld ausleihen. Das Stellen einer Kautio n ist für mich aber etwas völlig anderes.

Gesetzt dem Fall, Sie würden bedürftig und ein reicher Freund gebe Ihnen eine beträchtliche Summe

Geldes und gelegentlich auch getragene Anzüge von sich: Was nähmen Sie unbefangener an?

Ich könnte es ja nach der Bibel halten, dass ich das Geld nehme und versuche, es zu mehren. Dann würde ich ja ins Paradies kommen sozusagen. Und es kommt auch auf die Statur des Freundes an. Wenn er eine ähnliche Figur hat wie ich, würde der Anzug ja passen.

Zu wem von den alten Bekannten aus der Wirtschaftswelt pflegen Sie noch einen guten Kontakt?

Zu mehr, als die Öffentlichkeit glaubt. Aber ich möchte diese Personen nicht damit belasten, dass ich ihre Namen jetzt hier ausbreite.

Zu wem haben Sie zu Ihrem Bedauern den Kontakt verloren?

Zu Mark Wössner.

Wer von den alten Freunden hat zu Ihnen gehalten?

Auch da möchte ich keine Namen nennen.

Wer hat Sie im Gefängnis besucht?

Meine Familie hat darum gebeten, dass alle Besuchstermine nur von der Familie wahrgenommen werden.

Wer ist Ihr wahrer Freund?

An allererster Stelle Steve Case und Miles Gilburne, sein früherer Chefstrategie bei AOL.

Möchten Sie zuweilen ohne Freunde auskommen können?

Wenn man sich in der Not auf sie verlassen kann, sind Freunde wertvoll.

Die Medien hätten Ihren Absturz zum Teil leidenschaftlich herbeigeschrieben. Welche Medien?

Namentlich der „Spiegel“ als Leitmedium und dort das Ressort „Deutschland 2“ mit den Herren Dahlkamp, Latsch, Schmitt. Sie scheinen sich als Moralinsti tution Deutschlands zu fühlen, reagieren aber auf Kritik weinerlich und dünnhäutig.

Sie sprechen von „öffentlicher Hinrichtung“. Wer hat Sie öffentlich hingerichtet?

Die beteiligten „Spiegel“-Journalisten und kritiklos von ihnen abschreibende Kollegen beziehungsweise Medien.

Kein Kollege, kein Freund ist Ihnen beigesprungen oder hat die Unverhältnismäßigkeit Ihrer Strafe kritisiert: Hat Sie die Zeit einsam gemacht?

Ja.

Wer hat Sie am meisten enttäuscht?

Am meisten enttäuscht hat mich wahrscheinlich Bertelsmann als Eigentümer von Gruner & Jahr und damit als Mitgesellschafter des „Spiegels“. Es wäre ein Leichtes gewesen, zu sagen: Jetzt reicht's. Mindestens aber die Chefredakteure des „Spiegels“ hätten eingreifen müssen.



Ehrt es nicht G & J und den „Spiegel“, dass man die innere Pressefreiheit dort respektiert, also die Unabhängigkeit der Redaktion von Verlag und Herausgeber?

Soll die Frage ein Witz sein?

Welche Vorwürfe haben Sie am meisten verletzt?

Die Unterstellung, ich hätte Untreue begangen, die Unterstellung, ich hätte wie Gott in Frankreich gelebt. All diese bewusst verletzenden, ein bestimmtes Image erzeugenden Schilderungen.

Haben die fortdauernden Demütigungen und Schmähungen Sie weicher oder härter gemacht?

Sie haben mich verändert. Ich weiß nicht, ob weicher oder härter. Sie haben mich aber so verändert, dass sie mich heute kaum noch erreichen.

Sie sagen, dass Sie ein Narzisst gewesen und dem süßen Gift der öffentlichen Anerkennung wie ein Abhängiger hinterhergejagt seien und sich am Ende selbst vergiftet hätten. Was macht Sie so sicher, dass Sie von dieser Droge losgekommen sind?

Der harte Entzug und die Tatsache, dass ich mich ähnlich wie ein *Junkie* jeden Tag überprüfe, ob ich rückfällig werde oder nicht. Zum heutigen Zeitpunkt, glaube ich, bin ich auf gutem Wege.

Am 31. März 2015 mussten Sie in der Haft Privatinsolvenz anmelden, nachdem das Finanzamt Bielefeld-Außenstadt eine siebenstellige Steuerforderung gestellt hatte. Ihr Vermögen war – und ist bis heute – von der Bank Sal. Oppenheim blockiert, wo Sie u.a. Kredite aufgenommen haben, um sich an den Esch-Fonds zu beteiligen.

„Als Vorbild tauge ich ja nicht mehr...“

Das ist richtig.

Wie hoch bewerten Sie die Chancen, an Ihr Vermögen heranzukommen?

Null. Denn die Rechtsstreite, die ich finanzieren müsste, sind viel zu teuer. Ich kann sie mir schlichtweg nicht leisten.

Um welche Beträge geht es da?

Über 100 Millionen. Aber ich kann die Gerichtskosten nicht zahlen, ich kann die Anwälte nicht zahlen. Es geht nicht.

Was Ihnen durch den Kopf ging, als Sie in die Privatinsolvenz gingen, beschreiben Sie in Ihrem Buch mit den Worten: „Alles, was ich mir erarbeitet hatte in 40 Jahren, verloren; alles, was zur Absicherung der Familie gedacht war, ebenfalls verloren. Alles, was für einen gesicherten Ruhestand gedacht war, verloren. Die Achtung vor allem mir selbst gegenüber – restlos verloren. Was ist aus mir geworden, wie tief kann ich noch sinken?“ Wie lautete Ihre Antwort damals, wie lautet sie heute?

Damals dachte ich, dass ich möglicherweise ins Obdachlosentum abrutsche. Die Antwort, die ich heute gebe, ist, dass ich mein Leben neu ausgerichtet und festgestellt habe, ähnlich wie Diogenes: Man kann auch in einer Tonne leben, zufrieden und mit sich selbst im Reinen.

Sie leben in Scheidung. Ist das Ende Ihrer Ehe eine Folge der Katastrophe, die über Sie hereingebrochen ist?

Ja, in großen Teilen.

Inwiefern?

Mein Lebensmodell, das ich mehr als 40 Jahre lang verfolgt hatte, war über Nacht zerbrochen.

Fühlen Sie sich Ihren Kindern gegenüber schuldig, dass es zur Trennung kam?

Sehr sogar.

Was beglückt Sie als Vater vor allem?

Dass meine Kinder so großartige Persönlichkeiten geworden sind, was natürlich überwiegend der Verdienst meiner Frau ist.

Sie haben zu allen fünf Kindern noch guten Kontakt?

Sehr eng.

Können Sie Ihren Kindern etwas hinterlassen?

Als Vorbild tauge ich ja nicht mehr. Aber vielleicht als *Case Study*, wie man es nicht machen soll... ▶

Wie sieht die Neuausrichtung Ihres Lebens aus?

Ich habe mir neue Lebensinhalte gesucht, die weniger im materiellen Bereich liegen als vielmehr in dem, was sinnstiftend ist. Und ich habe mein Leben verlangsamt und erschließe gemeinsam mit meiner neuen Lebenspartnerin neue Dimensionen.

Was fehlt Ihnen zum Glücklichen?

Momentan eigentlich relativ wenig.

Wen lieben Sie?

Keine Antwort.

Sie sprechen sehr warmherzig über Ihre Frau, aber Sie haben sich getrennt. Wer hat wen verlassen?

Sie ist eine tolle Persönlichkeit, hat immer zu mir gestanden, versucht, mir Hoffnung zu geben, und ist eine großartige Mutter. Letztlich habe ich durch mein Verhalten meine Frau gezwungen, die Scheidung einzureichen.

In welchem Gefängnis sind Sie zurzeit?

In Bielefeld. Sennerstraße 250.

Sie arbeiten seit Mai 2016 in einer Werkstatt für Behinderte der Bodelschwingschen Stiftungen Bethel. Hilfsarbeiten, Botendienste...

Ich betreue die Behinderten, die dort beschäftigt sind, ich bringe Material an den Arbeitsplatz, ich begleite sie beim Toilettengang, ich schiebe die Rollstühle, ich fahre mit dem Kettcar, ich füttere sie beim Mittagessen.

Wie viel verdienen Sie?

Ich kann Ihnen das gar nicht genau sagen, weil es alles gepfändet wird. Ich glaube, netto sind es 1.300 Euro.

Wie stellen Sie sich Ihre Zukunft bestenfalls und wie stellen Sie sie sich schlimmstenfalls vor?

Schlimmstenfalls stelle ich sie mir so vor, dass ich eines Tages obdachlos bin; bestenfalls so, dass ich rund um mein Buch Initiativen vorantreiben kann. Parallel arbeite ich an zwei neuen Buchprojekten – und dann sind meine amerikanischen Freunde der Überzeugung, dass ich vielleicht doch noch Talente habe, die man sinnvoll einsetzen kann, zum Beispiel im Bereich Wagniskapital. Man muss sehen.

Worum geht's in Ihren neuen Büchern?

Eines handelt von Medien in der digitalen Welt. Und vor allen Dingen im Kontext mit der Gesellschaft in Deutschland. Vielleicht auch eine *Case Study*. Und das andere ist ein Roman über einen Kriminalfall.

Beide Male geht es um Sie, oder?

In Teilen um meine Beobachtungen, Analysen von grundsätzlichen Entwicklungen, gespiegelt an meinen eigenen Erfahrungen.

Sie könnten Ende des Jahres vorzeitig entlassen werden?

Die Zweidrittelstrafe, die eigentlich jedem zusteht, der nicht vorbestraft ist und sich während der Haftzeit nichts hat zu schulden kommen lassen, endet am 24. November 2017. Aber es gab in meinem Fall so viele aus meiner Sicht ungewöhnliche Entwicklungen und Entscheidungen des Justizapparats, dass ich an eine Bewährung erst glaube, wenn ich das Gefängnisgelände tatsächlich als freier Mann verlassen habe.

Bis zum Abschluss Ihres Insolvenzverfahrens 2021 werden Sie keine Möglichkeit haben, Geld zu verdienen. Aber danach fangen Sie nicht bei null an, sondern haben Zugriff auf Ihre Pensionen, Lebensversicherungen...?

Dann hätte ich wieder Zugriff auf meine Pension. Aber alles, was ich an Vermögen, an sonstigem Sachvermögen, Festgeldkonten, Kunst habe, das ist ja alles weg.

Aber die Pensionen dürften so üppig sein, dass Sie keine Altersarmut, geschweige Obdachlosigkeit, zu befürchten haben.

Altersarmut hab' ich nicht zu befürchten. Und was mich berührt, ist, dass so zumindest auch meine Frau versorgt ist.

Ihr Leben böte keinen schlechten Filmstoff.

In der Tat passiert in dieser Hinsicht auch einiges.

Die ARD will offenbar Ihren Aufstieg und Fall verfilmen. Glauben Sie, dass Sie fair behandelt werden?

Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Gibt es bei alledem, was Sie getan haben und was Ihnen widerfahren ist, etwas, wofür Sie dankbar sind?

Ja, ich bin dankbar für so vieles. Ich bin dankbar für unvergessliche Jahre mit meiner Frau. Ich bin dankbar für wunderbare Kinder. Und ich bin dankbar für so viele Kleinigkeiten. Also, wenn ich morgens auf mein Fahrrad steige, bin ich viel mehr im Hier und Jetzt, als ich es früher war, wenn der Fahrer mich abholte, ich in den Wagen sprang und schon in den Akten steckte und gedanklich beim übernächsten Termin war. Jetzt fahre ich mit dem Fahrrad vom Gefängnis nach Bethel, und ich rieche, dass es Spätsommer ist, ich höre die Vögel, ich spüre die Jahreszeiten. Ich kann jetzt sagen, welcher Acker wie viele Fruchtfolgen trägt in Bielefeld-Windelsbleiche. Das sind alles Erlebnisse und Eindrücke, die hab' ich ja früher gar nicht gehabt, und ich bin dankbar für die Chance für einen neuen Lebensabschnitt, dem ich voller Zuversicht entgegen sehe. Eigentlich fühlte ich mich noch nie innerlich so stark wie jetzt.

Wann müssen Sie zurück im Gefängnis sein?

Spätestens morgen Abend um acht.

Dürfen Sie sich verspäten?

Keine Minute.

Herr Middelhoff, ich danke Ihnen für dieses Gespräch. ■



Grupp ist sehr sauer

Eine Düsseldorfer Anwaltskanzlei preist der Textilfirma Trigema eine Insolvenz auf Kosten der Steuerzahler und Gläubiger an.

Auf Recherche: **Reinhold Böhmer**

Wenn Wolfgang Grupp den Gewinn seines Unternehmens beziffern soll, ziert er sich gern ein wenig: Das gehe niemanden etwas an, sagt er. Als eingetragener Kaufmann und Alleininhaber hafte er schließlich mit seinem ganzen Vermögen und schulde niemandem Rechenschaft. Doch dann lächelt er mild und sagt: „Ich arbeite ungern mit weniger als zehn Prozent Umsatzrendite.“

Dem 75-jährigen Schwaben gehört in dritter Generation die *T-Shirt*-Fabrik Trigema in Burladingen, eine Autostunde südlich von Stuttgart. Die interessierte Öffentlichkeit kennt den stets gebräunten, *Talkshow*-erprobten und stets wie aus dem Ei gepellt auftretenden Mittelständler, der mit einem Affen und einem Zeppelin am Firmament für seine Freizeittextilien *Made in Germany* wirbt.

98 Millionen Euro setzt Trigema um, 1.200 Leute werden beschäftigt, und zwar ausschließlich in Deutschland, darunter 700 Näher zumeist weiblichen Geschlechts. Seit Jahren behauptet sich Grupp forsch und furchtlos gegen die Billiganbieter aus Fernost.

Aus erklärlichen Gründen platzte dem Mann, der bevorzugt in Zweireihern und farbigen Hemden mit weißem Kragen auftritt, sozusagen Letzterer, als ihn ein absonderliches Schreiben der Düsseldorfer Wirtschaftskanzlei Buchalik Brömmekamp erreichte, die mit knapp 40 Anwälten und noch einmal so vielen Beratern eine der größeren Anstalten ihrer Art ist.

Dirk Eichelbaum, Filialleiter von Buchalik Brömmekamp in Stuttgart, hatte mit Datum vom 11. Juli 2017 einen vierseitigen, eng beschriebenen Brief an Grupp adressiert, des Inhalts, dass er Grupp – ausgerechnet ihm, dem schuldenfreien, übersoliden Familienunternehmer – die Insolvenz in Eigenverantwortung als Möglichkeit nahelegte, um sein Unternehmen auf Kosten der Steuerzahler zu sanieren.

Diese Form der Pleite, bei der die Geschäfte wie bisher und unter Umständen sogar mit demselben Management fortgesetzt werden können, lässt einem Unternehmen größere Spielräume zur Verhandlung mit seinen Gläubigern und anderen Beteiligten und bietet darüber hinaus, wie Dirk Eichelbaum schrieb, „eine Vielzahl von Sondervergünstigungen“: So würden „für die Dauer von bis zu drei Monaten die Löhne und Gehälter aus den Mitteln des Insolvenzgeldes finanziert“, also aus Mitteln, die von anderen Firmen aufgebracht werden.

Förderlich sei auch die „Nichtabführung von Umsatzsteuern, Lohnsteuer und sonstiger Steuern“ zwischen dem Insolvenzantrag und der Eröffnung des Verfahrens. Schließlich müsse ein insolventes Unternehmen ungesicherten Gläubigern „meist nur eine geringe Quote“ ihrer Forderungen zurückbezahlen. Der Rest gelte als erlassen, was „oft zu einer massiven Stärkung des Eigenkapitals“ der zahlungsunfähigen Firma führe. Verbesserungen „von mehr als 50 Prozent“ seien dabei „eher die Regel als die Ausnahme“.

Bei Wolfgang Grupp waren die Düsseldorfer Rechtsversther mit ihrem dubiosen Anschreiben freilich an den Richtigen geraten beziehungsweise an den Falschen: Deutschlands größter Hersteller von kurzärmeligen Oberteilen aus Trikotstoff gilt als ein Unbeugsamer, der beharrlich für die persönliche Haftung von Unternehmern und Managern bei Fehlverhalten eintritt und in dieser Sache kein *Pardon* kennt.

Am 21. Juli beschwerte sich der kampfeslustige Fabrikant beim baden-württembergischen Innenminister und stellvertretenden Ministerpräsidenten Thomas Strobl (CDU): Es könne „doch nicht sein, dass diese Rechtsanwaltskanzlei Werbung für eine Eigeninsolvenz macht mit dem Hinweis, dass man die Löhne nicht mehr zahlen müsste und dass man in dieser Eigeninsolvenz sich problemlos 50 Prozent Eigenkapital anschaffen kann“.

Vier Tage später verwahrte er sich gegenüber der Düsseldorfer Kanzleizentrale („Sehr geehrter Herr Buchalik, sehr geehrter Herr Dr. Brömmekamp...“) gegen den „Werbeprief“ des Stuttgarter Niederlassungsleiters: Er empfinde es „als einen Affront bzw. eine Beleidigung, mich in dieser Form anzuschreiben“, antwortete Grupp. „Im Übrigen ist es schon sehr weit gekommen, dass Ihre Kanzlei mit der Insolvenz wirbt, dass man hier problemlos Steuergelder erhalten und sich indirekt über die Insolvenz bereichern kann.“

Eigenen Angaben zufolge hat Buchalik Brömmekamp versucht, ungefähr 50 deutsche Textil- und Bekleidungshersteller



Ein Mann mit Überblick: der weitsichtige Unternehmer Grupp und der kurzsichtige Werbebrief.



auf diese Weise als Kunden zu gewinnen. In der Branche gelten die Düsseldorfer als Insolvenzverwalter von jenem Schlag, um den man besser einen Bogen schlägt.

Daniel Bergner vom Verband der Insolvenzverwalter Deutschlands (VID) hält das Gebaren der Düsseldorfer für „rechtlich möglich, jedoch ethisch-moralisch fragwürdig“. Im 30-köpfigen Gravenbrucher Kreis, wo sich die führenden Vertreter der hiesigen Pleitenmanager mit Air-Berlin-Sachverwalter Lucas Flöther an ihrer Spitze zusammenfinden, gilt das rheinische Doppel-B inoffiziell als unseriöse Vereinigung, die niemals je in den Zirkel aufgenommen würde.

Das vernichtende Urteil speist sich aus den juristischen Winkelzügen, mit denen die Kanzlei Unternehmern wie Grupp per Insolvenz zum großen Reibach verhelfen könnte, ohne dass diese ihr Privatvermögen verlören.

Experten skizzieren einen der möglichen Wege so: Der Schwabe müsste sich von seinem Unternehmen eine möglichst große Summe auszahlen lassen und diese auf seine Frau und seine zwei Kinder übertragen. Diese würden das Geld dann an Grupp und seine Firma zu hohen Zinsen verleihen. Nach einer gewissen Frist würden sie von Grupp die Zurückzahlung des Kredits verlangen. Dazu wäre dieser jedoch trotz aller Gewinne nicht imstande.

Also würde er beim Amtsgericht die Insolvenz beantragen, und zwar in Eigenverwaltung, weil sein Unternehmen ja unabhängig von der Finanzierung gesund sei. Danach führe er

weiterhin die Geschäfte und erhalte bis zur Eröffnung des Insolvenzverfahrens Zeit, Insolvenzgeld zu kassieren, statt Löhne zu bezahlen und die Umsatzsteuer einzustreichen, die er seinen Kunden in Rechnung stelle.

Wenn das Amtsgericht das Insolvenzverfahren eröffnet, würde Grupp die Gläubiger rasieren und schließlich sogar noch den dadurch erzielten buchhalterischen Sanierungsgewinn steuerfrei kassieren. „Das ist ein sehr, sehr kaltes Kalkül mit der Wirkung des Insolvenzrechts und ein ausgefuchstes Steuermodell für Unternehmer, die es dem Fiskus noch einmal so richtig zeigen wollen“, sagt VID-Obmann Bergner.

Vize-Landesvater Strobl antwortete Grupp, er würde es in der Tat „für problematisch halten, wenn Anwaltskanzleien offensiv mit Eigeninsolvenzen Werbung betreiben“. Allerdings interpretiere er das Schreiben von Buchalik Brömmekamp als Werbung „mit der eigenen Kompetenz“.

Kanzlei-Namensgeber Robert Buchalik erklärte gegenüber der BILANZ, dass er Gutes tue für den Standort Deutschland, indem er Firmen und Arbeitsplätze rette. An Grupp schrieb er und sein Sozius Utz Brömmekamp, sie bedauerten, „den Eindruck erweckt zu haben, von der Insolvenz Ihres Unternehmens auszugehen“, und flöteten sodann: „Wir gratulieren Ihnen sehr aufrichtig, dass Sie es offensichtlich schaffen, mit einer Produktionsstätte in Deutschland bei zum Teil ausgeprägter Handarbeit (z. B. Nähen) eine auskömmliche Rendite zu erwirtschaften.“ ■



Lob der Einfachheit

Im unspektakulären Chemiegeschäft ist die Bayer-Tochterfirma Covestro erfolgreicher als der Mutterkonzern mit seinen wilden, riskanten Geschäften und Megaspektakeln.

Text: **Bernd Ziese**mer

Bei Bayer ist der Weg vom Chefbüro zum Aufsichtsratsvorsitzenden nicht allzu weit: Aus dem C-förmigen Glaspalast, wo der Vorstand sitzt, ein paar Schritte quer über die Kaiser-Wilhelm-Allee, dann eine kleine Treppe hoch zum wuchtigen Säuleneingang der von 1903 bis 1912 gebauten ehemaligen Bayer-Hauptverwaltung, durch die hohe Halle des Foyers und eine weitere kleine Treppe

hinauf, vorbei an den Bronzebüsten großer Chemiker auf ihren Natursteinsockeln, und schon betritt man die holzvertäfelte, himmelhohe und Ehrfurcht einflößende Kathedrale mit Vorzimmer, in dem der Oberaufseher des Konzerns, Werner Wenning (70), seines Amtes waltet.

Und doch kann einem der kleine Spaziergang manchmal erbärmlich lang vorkommen – wenn man schlechte Nachrichten überbringen muss, wie zuletzt der Bayer-Vorstandschef Werner Baumann (54). Bei seinem Dienstbeginn am 1. Mai 2016 galt der Krefelder noch als Sonnyboy der deutschen Pharma- und



Covestro-Kapitän Patrick Thomas: Anders als früher bei Bayer kennt nun endlich jeder Mitarbeiter seinen Boss.

Chemiebranche. Doch in jüngster Zeit häufen sich die Komplikationen: Die 66 Milliarden Dollar teure Übernahme des durchaus nicht gut beleumundeten amerikanischen Saatgut-Riesen und Glyphosat-Herstellers Monsanto zieht sich quälend dahin. Die Europäische Kommission will nun noch tiefer prüfen, ob der Zusammenschluss zum weltgrößten Agrarchemiekonzern wettbewerbskonform ist. Erst Anfang 2018 wird mit einer endgültigen Entscheidung gerechnet.

Nicht genug damit, zeigen sich einige Sparten des Leverkusener Konzerns (Umsatz: 47 Mrd. Euro) anfällig, abgespannt und ermüdet, namentlich das Pflanzenschutzgeschäft in Brasilien, dem zweitwichtigsten Agrarmarkt der Welt. Die Bayer-Aktie fällt seit Baumanns Start immer stärker hinter den Dax-Durchschnitt zurück. Ende Juni musste der Wirtschaftswissenschaftler seine Jahresziele zusammenstreichen und eine Gewinn-

„Wir lieben kleine Übernahmen und keine spektakulären Deals.“

warnung durch die Bronzetüren in die Wenning-Kathedrale wuchten – was bei Bayer ungefähr so selten vorkommt wie eine grüne Aspirin-Tablette. Finanzvorstand Johannes Dietsch (55) kündigte auf Druck des Aufsichtsratsvorsitzenden seinen Abschied zum Mai 2018 an.

Die schlechten Nachrichten kamen umso überraschender, als die Bayer AG ihre Prognosen wegen der guten Geschäfte ihrer Tochterfirma Covestro erst Ende April erhöht hatte.

In der Tat, 200 Meter die Kaiser-Wilhelm-Allee hinab herrschen Hochgefühl und Harmonie: Hier wirkt und waltet der Chef von Covestro, der Brite Patrick Thomas (59), sozusagen im Hinterhof der Bayer-Herrscher, in einem schlichten Büro im fünften Stock eines unscheinbaren Rotklinker-Gebäudes.

Mein Blick fällt auf eine kleine Gruppe von Plastikfiguren auf dem Fensterbrett, die fast wie ein Kommentar zum Mutterkonzern Bayer wirkt: König Elizabeth in einem veilchenblauen Kleid mit einem Corgi-Hund vor sich, der fortwährend seinen Kopf schüttelt.

Der gefällige Brite verfügt nicht nur über Humor, er liefert auch exzellente Ergebnisse ab: Seit Bayer im Herbst 2015 den Kunststoffhersteller an die Börse brachte, steigen Gewinne und Aktienkurs. Die Geschäfte liefen gut, sagt Patrick Thomas im Gespräch mit der BILANZ: Das Unternehmen agiere schnell und flexibel. Kurzum, man ist in glänzender Verfassung.

Aber nicht für die Bayer AG: Einerseits will Vorstandschef Baumann die restlichen Covestro-Anteile möglichst schnell verkaufen. Im Abstand von jeweils drei Monaten stößt Bayer ein Aktienpaket nach dem anderen ab. Mitte September schwemmte der Verkauf von 19 Millionen Anteilsscheinen 1,2 Milliarden Euro in die Bayer-Tresore – Geld, das die Bayer AG dringend zur Finanzierung ihres überbewerteten Monsanto-Deals braucht (und eingeplant hat).

Andererseits benötigt Bayer die im M-Dax registrierte Covestro AG, um ihr eigenes Erscheinungsbild herauszuputzen. Dafür bedient sich Werner Baumann freilich eines in Finanzkreisen als unfein verpönten Mittels: Obwohl Bayer nur noch mit 31,5 Prozent an Covestro beteiligt ist, bezieht er die Tochterfirma komplett in den Bayer-Konzernabschluss ein und nicht anteilig, wie es angezeigt wäre. ▶



Im Hinterhof von Bayer: Die bisherige Tochter Covestro gibt nicht viel Geld für Miete aus. Bald kommt aber ein Neubau.

Schon fragt man sich, im Gegenteil, ob die Abspaltung des gesamten Chemie-Geschäfts in mehreren Stufen überhaupt so eine gute Idee von Bayer gewesen war: Denn nicht nur Covestro regt und erhebt sich in jüngster Zeit auf die vorteilhaftesten Weisen, sondern auch die Lanxess AG, die bis 2004 ebenfalls Bayer zugehörige Gesellschaft für Spezialchemie-Produkte.

Dem weiteren Verlauf der Dinge sieht Patrick Thomas mit Zuversicht entgegen: Covestro werde in den nächsten Jahren stärker als die Gesamtwirtschaft wachsen, einen freien Mittelzufluss von insgesamt fünf Milliarden Euro erwirtschaften und das Produktions- und Leistungsvermögen der Fabriken „Schritt für Schritt“ erweitern. „Das kostet Geld – aber weniger als früher. Unsere letzte Großinvestition auf der grünen Wiese war die riesige Produktionsanlage in China. Für die nächsten Jahre wollen wir zunächst die bestehenden Chemieanlagen in aller Welt ausbauen.“ Viel zusätzliche Chemie also für relativ wenig zusätzliches Geld – diese Formel soll Covestro in den nächsten Jahren vorwärtstreiben.

Großübernahmen, wie sie Bayer-Boss Werner Baumann mit Monsanto verfolgt, strebt Patrick Thomas nicht an. „Natürlich haben wir auch eine Zielliste, auf der 400 Unternehmen stehen. Aber wir steuern keine spektakulären *Mega-Deals* an. Wir mö-

gen kleine Übernahmen von Unternehmen, die unser bestehendes Geschäft sinnvoll erweitern – vor allem durch neue Technik oder neue Produkte.“ Seine oberste Regel laute: „Wir zahlen keine überhöhten Preise!“ Das könnte man auch als Seitenhieb auf den Nachbarn Bayer verstehen.

Unter Fachleuten gilt es als ausgemachte Sache, dass nur sehr große oder aber sehr spezialisierte Chemiekonzerne eine langfristige Überlebenschance haben. Mit einem Umsatz von 11,9 Milliarden Euro ist Covestro freilich nur ein mittleres Kaliber – mithin zu klein, um dauerhaft seine Unabhängigkeit zu bewahren? Nein, sagt Firmenchef Thomas: „Wir sind sowohl groß als auch spezialisiert.“ Bei vielen chemischen Stoffen läge sein Haus bereits heute weltweit in führender Position – zumal bei den Polyurethanen, die in Farben, Schaumstoffen und Klebstoffen zu finden sind; als einziger Hartschaumhersteller produziert Covestro darüber hinaus ultradünne Plastikschaalen, die bei flachen, tragbaren Computern zum Einsatz kommen.

Gegenwärtig zieht die Nachfrage nach Covestro-Waren insgesamt deutlich an. Die Einnahmen steigen. Mit seiner „einfachen und sehr transparenten Organisation“ (Thomas) erreicht das Unternehmen mittlerweile Margen, die fast so hoch sind wie jene im hochriskanten Pharmageschäft von Bayer.

BAYER DRÜCKT KURS VON COVESTRO

Seit der Mutterkonzern seine Anteile verhökert, stockt der Kursanstieg.



„Die Entscheidungen fallen viel schneller als früher.“

Bei der anspruchsvollen und vom Wettbewerber BASF immer noch nicht in den Griff bekommenen Herstellung von TDI etwa (s. a. BILANZ 4/17) – einer Chemikalie für die Herstellung von Matratzen, Beschichtungen und Dämmstoffe – erzielte Covestro zuletzt eine Gewinnspanne (vor Steuern und Abschreibungen) von knapp 30 Prozent. Bei Bayer lag sie bei 26 Prozent – aber wie lange noch? Im Geschäft mit Saatgut und Pflanzenschutzmitteln, das durch den Handel mit Monsanto massiv ausgebaut werden soll, lassen sich solche Renditen in absehbarer Zeit kaum erreichen.

Doch der eigene Erfindungsreichtum und die Probleme der Konkurrenten erklären die Erfolge von Covestro nicht allein. Hinzu kommt ein gewaltiger psychologischer Schub unter den knapp 16.000 Beschäftigten, die sich, als sie noch eine Sparte im Bayer-Konzern gewesen waren, stets hintanstellen, wenn es um Investitionen ging: Die Bayer AG hatte ihre Führungsstrukturen und Dienstleistungen ganz auf die Bedürfnisse der geliebten Pharmasparte zugeschnitten. So musste sich die Chemie-Abteilung beispielsweise in eine sehr komplizierte und teure IT-Architektur einfügen, die in ihrem Geschäft weder sinnvoll noch bezahlbar war.

„Die Kultur in einem Chemieunternehmen ist ganz anders als in einem Pharmakonzern“, sagt Thomas. „Wir haben nicht

Tausende von Verkäufern auf der ganzen Welt, die vor Ort mit Ärzten sprechen. Jeder hat einen direkten Vorgesetzten und nicht drei Berichtslinien. Deshalb haben wir nach dem Börsengang auch viel Bürokratie abbauen können und zum Beispiel die IT stark vereinfacht.“

Die Beschäftigten spielen wie befreit auf: Der Schritt an den Kapitalmarkt war „ein richtiger Energiestoß für uns“, sagt Patrick Thomas. „Die Entscheidungsprozesse laufen schneller, wir konnten uns ganz auf unser Geschäft konzentrieren und unsere Mitarbeiter durch ein sehr einfaches Bonusprinzip am Erfolg teilhaben lassen. Alles ist viel einfacher geworden, weil auch unser *Business-Modell* eigentlich ganz einfach ist.“

Deshalb ist der Covestro-Boss überzeugt davon, dass es auch nach seinem Abschied keinen Einbruch gebe: Der Brite übergibt die Geschäftsführung im nächsten Jahr an Markus Steilemann (47), seinen Innovationsvorstand, einen Mann aus dem eigenen Nachwuchs, der seit 1999 im Haus ist.

Patrick Thomas will künftig einige Ehrenämter und Aufsichtsratsmandate übernehmen und sich vor allem um sein kleines Gut in der Toskana kümmern: In der Nähe von Lucca produziert er ein exzellentes Olivenöl, das er gern an Freunde und Besucher verschenkt. ■



Ein neuer Bundestag ist gewählt – das Parlament eines Landes, dessen Bürger ihrer politischen Elite zutiefst misstrauen. Zu Recht?

„Es ist keine Übertreibung, die Behauptung aufzustellen, dass die Zahl derjenigen mit staatsbürgerlichen Rechten versehenen Männer, in denen ein ausgesprochenes Interesse am Gemeinwohl wach ist, eine geringe Höhe erreicht.“
 Robert Michels (1876–1936), Parteienforscher

Geschafft. Am Abend des 23. September lag der Wahlkampf endlich hinter den Politikern. Eine mühselige Zeit. Für die Stars der Szene eine nicht enden wollende Zahl an Auftritten, immer wieder der gleiche Text, immer neue Lokalitäten – für das Fußvolk, bei dem es nur um einen Sitz im Bundestag ging, ungezählte Überredungsversuche auf Marktplätzen und in Fußgängerzonen, mit hausierergleichen Bemühungen an Wohnungstüren, mit Reden in unwirtlichen Sälen vor wenigen Interessierten. Und für alle, neuerdings: die Konfrontation mit jener Minderheit, die nur von Wut und Hass gesteuert ist.

Viele haben es nicht geschafft, sie verloren im Wahlkreis oder scheiterten auf der Landesliste. Von denen, die einen Platz im Parlament ergatterten, rücken nur wenige in einen Rang der Exekutive auf. Der große Rest bleibt schlichter Abgeordneter, vielleicht geschmückt mit dem Titel eines Ausschussvorsitzenden oder mit einem Posten in den oberen Regionen der Fraktion.

Politik als Beruf – das ist wahrlich kein leichter Job. Erstaunlich, dass es dennoch immer noch eine erkleckliche Zahl an Zeitgenossen gibt, die ihr Berufsleben in der Politik verbringen wollen. Doch sind die, die es wagen, auch die Richtigen?

Geht man nach Volkes Meinung, dann ist dies mitnichten der Fall. Weltweit, in vielen Demokratien, ist das gleiche Phänomen zu beobachten: Politikern schlägt geballtes Misstrauen entgegen. Besonders mies aber werden die Volksvertreter in Deutschland beurteilt, wo sie in der *Image*-Skala der Berufe regelmäßig auf dem letzten oder wie vor Kurzem bei Forsa auf dem vorletz-

ten Platz landen. Weit hinter Dachdeckern, Lokführern – und sogar noch hinter uns Journalisten.

Das ist schon bemerkenswert für ein Land, das auf 70 Nachkriegsjahre in Frieden, Freiheit und nahezu ständig steigenden Wohlstand zurückblicken kann und das vielen weltweit als Vorbild erscheint, wirtschaftlich, sozialpolitisch, gesellschaftlich. Ein Land, an dessen gutem Zustand ja die Politik nicht uneteiligt sein dürfte.

Generationen von Politikern haben sich an diesem Aufbauwerk beteiligt. Doch seit 20, 30 Jahren zeichnet sich ab, dass immer weniger deutsche Staatsbürger bereit sind, ihr berufliches Glück in der Fortentwicklung des Gemeinwesens zu suchen, trotz des Andrangs bei der Platzvergabe fürs Parlament.

Auf diesen Befund deutet allein schon die abnehmende Bereitschaft hin, sich in einer politischen Partei zu engagieren – was die erste Voraussetzung für den Einstieg in die Politik ist. 1990 zählten die Parteien hierzulande noch insgesamt 2,3 Millionen Mitglieder. 2013 waren es eine Million weniger. Am schlimmsten wurde die SPD gerupft: Ihre Zahl schrumpfte von 831.000 in 1995 auf 432.796 Mitglieder Ende 2016.

Eine Karriere in der Politik zu starten erscheint vielen nicht verlockend. Gewiss, da ist immer noch der Ertrag, den der Soziologe Max Weber 1919 in seinem wegweisenden Vortrag über „Politik als Beruf“ anführte: „Wer für die Politik lebt... genießt entweder den nackten Besitz der Macht, die er ausübt, oder er speist sein inneres Gleichgewicht und Selbstgefühl aus dem Bewußtsein, durch Dienst an einer ‚Sache‘ seinem Leben einen Sinn zu verleihen.“ Doch schon Weber schränkte an anderer Stelle seines Vortrags gleich ein, die politische Laufbahn sei auch „ein Weg, der fortwährende Enttäuschungen bringen kann“.

Eine dieser bitteren Enttäuschungen ist die gar nicht so wahrscheinliche Aussicht, nach einigen Jahren als Parlamentarier von der Partei nicht mehr für die nächste Wahl nominiert zu werden. In fortgeschrittenem Alter müssen sich diese Verlierer dann nach einer neuen Erwerbsquelle umschauen: statt *Glamour* das *Image* des Gescheiterten.

Die Bezahlung ist auch nicht berauschend, gemessen jedenfalls am Berufsrisiko und an vergleichbaren Tätigkeiten in der Unternehmenswelt. Ein Bundestagsabgeordneter kommt derzeit auf 9.541,74 steuerpflichtige Euro, dazu eine steuerfreie Kostenpauschale von 4.318,38 Euro.

Finanziell einigermmaßen attraktiv wird der Job erst beim Aufstieg zum Parlamentarischen Staatssekretär oder zum Minister. In Berlin kassiert ein Kabinettsmitglied derzeit 15.311 Euro im Monat, ebenfalls zuzüglich einer Pauschale

(3.681 Euro jährlich); die Abgeordneten-Einkünfte kommen zum Großteil noch obendrauf. Landtagsabgeordnete und Landesminister erhalten rund ein Viertel bis zur Hälfte weniger, je nach Größe des Bundeslands.

Dazuzuzählen ist im Bundestag ein Ruhegehalt, für das keine Beiträge zu leisten sind. Außerdem gibt es kleinere Wohltaten, wie die kostenlose Benutzung aller öffentlichen Verkehrsmittel.

Für dieses Geld müssen Politiker einen Berufsalltag bewältigen, der den Menschen weit mehr abverlangt als viele Tätigkeiten mit ähnlicher oder höherer Bezahlung. Wer im obersten deutschen Parlament sitzt und nicht im Berliner Umfeld wohnt, benötigt eine Zweitwohnung in der Hauptstadt und ist mindestens in den Sitzungswochen von seiner Familie getrennt. Neben der Arbeit im Bundestag hat er in der Regel noch Funktionen in der Partei – nicht zuletzt, um sein Mandat abzusichern. In der Heimat unterhält er ein Wahlkreisbüro, wo er für die Bürger ansprechbar ist, in den sitzungsfreien Wochen oder am Wochenende.

Clemens Binner, der für die CDU 15 Jahre lang im Bundestag saß und jetzt ausgeschieden ist, begründete seinen freiwilligen Abschied aus der Politik nicht zuletzt mit dem Mangel an privater Zeit: Mit seiner Frau, die als Bürgermeisterin im schwäbischen Nufringen arbeitet, hätte er, so berichtete er in einem „FAZ“-Interview, gerade mal ein einziges freies Wochenende im Quartal.

„Aus medizinischer Sicht kann ich eigentlich niemandem raten, Politiker zu werden“, sagte der Arzt und Kabarettist Eckart von Hirschhausen kürzlich dem „Spiegel“. Da kämen „eine Menge Risikofaktoren zusammen: negativer Stress, Schlafmangel, Dauerbeobachtung und Bewertung durch die Öffentlichkeit“. Hirschhausen bezeugte, erkennbar ohne Ironie, seine „Hochachtung vor jedem, der sich das antut“.

Solche Worte des Mitgeföhls und der Anerkennung für unsere Volksvertreter und Regierenden sind selten zu vernehmen. Üblich sind hingegen Verächtliches und Beschimpfung. Wie beispielsweise in dem Buch „Höhenrausch“, das Jürgen Leinemann, der inzwischen verstorbene Kollege vom „Spiegel“, 2004 veröffentlichte und das auf ein begeistertes Echo stieß.

Der langjährige Beobachter des hauptstädtischen Betriebs bescheinigte dem politischen Personal auf 491 Buchseiten „gesellschaftliche Isolierung“ und einen „häufig ärgerlichen Mangel an Sach- und Weltkenntnis“. Es handele sich um Menschen, die „das Nachdenken über Fehler und Niederlagen verweigern“, die „Selbstzweifel abwehren, Schuldige anderswo suchen und sich so an eine durchsetzungsfähige Siegerversion von sich selbst klammern“. Ein vernichtendes Pauschalurteil jagt das nächste. ►

„Bürger und Medien überfrachten die Politik mit ihren Erwartungen.“

Für Leinemann sind alle Politiker Süchtige, süchtig nach Politik. Schon im Untertitel des Werks wird ein Blick in „die Wirklichkeitsleere Welt der Politiker“ versprochen. Im Text lesen wir dann, dass diese Spezies in toto den „Blick für die kleinen Schwierigkeiten des Alltags“ verloren habe.

Wirklichkeitsleer? Dass die Parteiangestellten, die Abgeordneten, die Minister weiter weg sind von den Realitäten des Lebens als andere Mitglieder der das Land steuernden Schichten, halte ich für Unfug. Sie sind mit dem, was die Bürger bewegt, nahezu täglich konfrontiert – durch E-Mails und Briefe, durch Gespräche im Wahlkreis, durch Besuchergruppen, durch Kontakte mit Interessenvertretern unterschiedlicher Ausrichtung, durch Anhörungen bei der Vorbereitung von Gesetzen. Ich habe als Korrespondent in der früheren Hauptstadt Bonn viele gut informierte Politiker erlebt, deren Horizont sehr viel weiter reichte als der, beispielsweise, unserer Führungskräfte in den Vorständen der Unternehmen (die sich in Hintergrundgesprächen gern über Politiker erheben).

Dem Publizisten Roger Willemsen (1955–2016), der für sein Buch „Das Hohe Haus“ ein Jahr lang alle Bundestagsdebatten verfolgt hat, muss es ähnlich ergangen sein. Bei aller Kritik an den Ritualen des Berliner Politikbetriebs kommt er nicht umhin, einzuräumen: „Was den Radius der Themen, die Arbeitsbelastung, den Sachverstand der Parlamentarier angeht, habe ich Vorurteile zu korrigieren gelernt.“

Es ist schon seltsam: Wir leben in einer Gesellschaft, der es besser geht denn je zuvor – die aber ihren Eliten immer weniger vertraut, nicht zuletzt denen in der Politik. Über die Gründe kann ich nur Mutmaßungen anstellen.

Die wichtigste Ursache scheint mir zu sein, dass die Bürger einschließlich der Medien die politischen Institutionen mit ihren Erwartungen überfrachten. Der Versorgungsstaat soll alles regeln, und er wird für alles, was nicht wunschgemäß läuft, verantwortlich gemacht. Für die Konjunktur und die innere Sicherheit, für die Bildung und die Erziehung der Kinder, für die Absicherung im Alter und bei Krankheit. Für, für, für.

Dass dem so ist, dazu hat die Politik selbst viel beigetragen. Jeder Wahlkampf, auch der gerade verflossene, entartet zu einem Wunschkonzert, in dem die Versprechungen keinen

Winkel des Lebens auslassen. Wenn dann die Verheißungen nahezu zwangsläufig nicht eingelöst werden, ist die Enttäuschung im Wahlvolk groß und befördert die weitverbreitete Politikverdrossenheit.

Die wird auch durch meine Zunft, durch die Medien, immer wieder mit Nahrung versehen. Was politisch umstritten ist, was danebengeht, darf breiter Resonanz gewiss sein; was gut läuft, liefert allenfalls eine Randnotiz. *Good news is no news*. Außerdem: Nahezu jede Redaktion hat sich inzwischen ein sogenanntes Investigativ-Team zugelegt. Das ist gut und richtig, die Presse hat eine Kontrollfunktion. Nur ist gleichzeitig die Neigung gewachsen, jede Abweichung von der Norm, und sei sie noch so klein, zu einer Affäre aufzublasen. Diese Skandalisierung leistet einen nicht unerheblichen Beitrag zu dem verbreiteten Negativ-Klischee von Berufspolitikern.

Natürlich, die Maschinerie der demokratischen Institutionen arbeitet alles andere als fehlerfrei. Vielen Bürgern dauert es zu lange, bis Entscheidungen fallen, und dann sind es in ihren Augen auch noch die falschen. Die Willensbildung von den Parteien mit ihren internen Konflikten über das Parlament mit seiner Ausschussarbeit bis in die Regierungen mit ihren zum Teil rivalisierenden Ressorts ist komplex und wird von vielen nicht durchschaut. Nach wie vor gilt ja das berühmte Wort Max Webers, dass der politische Prozess einem „starken langsamen Bohren von harten Brettern“ gleichkommt.

Aber so ist Demokratie, unbestreitbar immer noch die mit Abstand beste aller Regierungsformen. Sie braucht jedoch, damit sie funktioniert, Profis, die das Geschäft verstehen. Deutschland muss aufpassen, dass ihm nicht die Personalressourcen ausgehen. Politik muss reizvoll bleiben für die Begabten. Das ist sie aber nicht, wenn Politiker dauerhaft so wenig Anerkennung erfahren.

Wohin ein Land geraten kann, das ungelernete Dilettanten an seine Spitze befördert, das können wir derzeit am Beispiel der USA mit seinem Donald Trump lernen.

Vielleicht sollten wir Nichtpolitiker uns daher, am Beginn der neuen Legislaturperiode des Bundestags, für den Blick auf die Politik ein Motto einprägen, das der europäische Fußballverband Uefa für das Miteinander von Sportsfreunden vorgibt. Es lautet ganz schlicht: „Respekt.“

Wolfgang Kaden, der ehemalige Chefredakteur des „Spiegels“ und des „Manager Magazins“ gehört zu den renommiertesten Wirtschaftsjournalisten des Landes.



DIE ZUKUNFT IST JETZT.



DER NEUE BMW i3s.
JETZT MIT 6.000 EURO VORTEIL.*



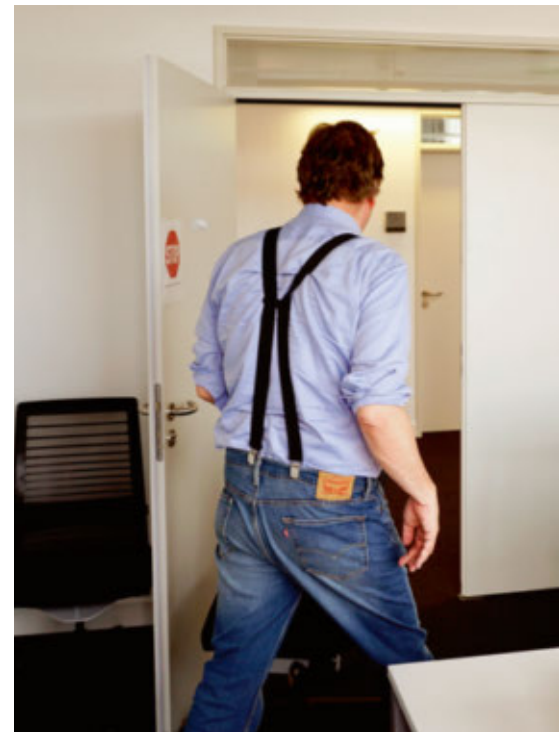
*Der Vorteil setzt sich zusammen aus 2.000 Euro (netto) BMW Umweltprämie** und 4.000 Euro (netto) Umweltbonus. Die Höhe und Berechtigung zur Inanspruchnahme des Umweltbonus ist durch die auf der Webseite der BAFA (www.bafa.de) abrufbare Förderrichtlinie geregelt. Es besteht kein Rechtsanspruch auf Gewährung des Umweltbonus. Der Umweltbonus endet mit Erschöpfung der bereitgestellten Fördermittel, spätestens am 30.06.2019.

**Die BMW Umweltprämie in Höhe von 2.000 Euro (netto) ist bei Erwerb eines BMW Neufahrzeugs und in Höhe von 1.500 Euro (netto) bei Erwerb eines BMW Vorführwagens (Erstzulassung über BMW Partner/Niederlassung, max. 15 Monate und 20.000 km bis zur Zweitzulassung) oder eines Jungen Gebrauchten (max. 18 Monate nach Erstzulassung) zwischen dem 02.08.2017 und dem 31.12.2017 erhältlich (es gilt das Datum des Erwerbs, Auslieferung bis 30.06.2018, Zulassung muss in Deutschland erfolgen). Voraussetzung für den Erhalt der BMW Umweltprämie ist der Erwerb eines Fahrzeugs mit max. 130g CO₂/km (kombiniert) gem. NEFZ sowie die Inzahlungnahme eines seit mindestens 12 Monaten in Deutschland auf den Käufer zugelassenen Diesel-Fahrzeugs mit Euro-4-Abgasnorm oder älter, alternativ die nachgewiesene Verschrottung eines solchen Fahrzeugs. Weitere Voraussetzungen und Informationen finden Sie unter www.bmw.de.

BMW i3s (94 Ah) mit reinem Elektroantrieb BMW eDrive: Stromverbrauch in kWh/100 km (kombiniert): 14,3; CO₂-Emission in g/km (kombiniert): 0; Kraftstoffverbrauch in l/100 km (kombiniert): 0. Die Verbrauchswerte wurden auf Basis des ECE-Testzyklus (NEFZ) ermittelt. Neue BMW i Fahrzeuge sind bei jedem autorisierten BMW i Agenten erhältlich. Abbildung zeigt Sonderausstattungen.



Freude am Fahren



Er wettert wieder

„Wir sind eine versaute Branche“, sagt Jörg Kachelmann. Er weiß, wie Wetter-Anwendungen ihre Nutzer „verarschen“. Nur einen Lichtblick gibt's, sagt er: Das ist er natürlich selber.

Text: **Thomas Delekat**

Mahlzeit!“, schreibt Kachelmann. Was soll das heißen? Wir nehmen mal an, es bedeutet „Ja“, obwohl Kachelmann von Anfang an klar gewesen sein musste: Ein Interview mit BILANZ ist ein Interview mit der Axel Springer SE. Die soll ihm 395.000 Euro zahlen, weil ein unterinstanzliches Gericht die Berichtserstattung über den Fall Kachelmann nicht in Ordnung fand. Der Verlag hat den Bundesgerichtshof gebeten, zu entscheiden.

„Mahlzeit!“, schreibt Kachelmann also trotzdem, dann folgt nicht ausdrücklich, aber irgendwie doch so was wie ein „Ja“. Kachelmann macht auf Wolke, nebulös, unfassbar, oder hat er sich schon aufgelöst? Er nennt einen Tag, er nennt eine Ortschaft in Oberbayern, irgendwo auf dem Land. Keine SMS, kein Whats-

app, kein Telefon, keine Telefonnummer, Kachelmann ist info@kachelmann.com. Das ist wie eine *Cloud*, man schreibt und schreibt und sendet ins Leere.

Tage später ein erstes Lebenszeichen, allerdings einsilbig: „Klappt“, schreibt er. Noch später wird er gesprächig, es sind drei Silben: „Melde mich.“ Ich buche einen Flug nach München. Kachelmann rührt sich nicht. Ich stehe allein an einer oberbayerischen Bahnstation, eine Zugstunde südlich von München, tiefweiß-blau-grüne Provinz.

Kachelmann...? Ist hier jemand? Irgendwo zwischen Wiesen und Scheunen müsste ein Kachelmann stecken. Jetzt erst, in der steigenden Sommerhitze, verflüchtigt sich der Dunst meiner Kachelmann-Illusionen. Ich sehe ernüchtert klar, und ab sofort erkenne ich zwei Naturgesetze an, erstens: Widerspruch nie deinem Chefredakteur, weil der zweitens immer recht hat. „Hoffe,

FOTOS: BILANZ (3)



Abgang: Jörg Kachelmann ist ein harter Hund, kann aber auch ein scheues Rehlein sein – wenn es ungekämmt ein paar Fotos sein sollen.

der Kachelmann verarscht dich nicht!“ Das waren seine Worte. Aber er hatte auch gesagt: dass er immer von seiner Unschuld überzeugt gewesen sei.

Im Gasthof „Oberland“ bin ich der einzige Gast. Es ist Mittag, es ist 12 Uhr, es ist *High Noon*, und es ist heiß draußen auf der Dorfstraße von Holzkirchen. Drei Fliegen brummen an der Stubecke. Die Straßentür steht offen, im Gegenlicht füllt plötzlich scherenschnittmäßig eine grobe Gestalt die Türleibung: baumlang, Hosenträger, unrasiert, Jeans, struppiges Haar. „Tach“, sagt Kachelmann, „ich hab’ Verstärkung mitgebracht.“

Drei kräftige Kerle marschieren hinter ihm her: „Mein Rechtsberater, mein *Bodyguard*, mein Pressesprecher.“ Alle geben mir die Hand, alle sind sehr schweigsam. Der *Bodyguard* hat eine bajuwarisch-vierschrötige Statur, ist um die 50, braun gebrannt. Ein Leibwächter mit sympathischer Ausstrahlung – und Visitenkarte.

Er reicht sie mir zwei Stunden später: Prof. Dr.-Ing. Dipl.-Phys. Klaus Peter Sedlbauer. Er leitet die Abteilung Bauphysik an der TU München. Aber vor allem ist er Chef des Fraunhofer-Instituts für Bauphysik. Wo? Eigentlich in Stuttgart. Aber heute ist er hier in Holzkirchen, wo sein Institut eine sogenannte „Außenstelle“ unterhält!

Ein Airbus in einer Tonnenhalle. Gebäudefluchten, Trakte mit Verkleidungsmaterialien, Messapparaturen. Über die weiten Wiesen hoppelt ein grüner Frosch aus Blech, ein selbsttä-

tiger Rasenmäher. Sie konferieren zu viert, Sedlbauer plus Mitarbeiter, Kachelmann mit Janek Zimmer. Er ist meteorologisch sein Alter Ego und da offenbar sein besseres Ich. Zimmer ist einer der weltweit wenigen *Software*-Spezialisten, die Gesetzmäßigkeiten im Wettergeschehen entdecken und systematisieren können. Neben dem saftigen Kachelmann ein eher blasser, trocken-sachlicher Typ. Manchmal mischt Zimmer sich ein. Dann weist er Kachelmann höflich zurecht, und der rudert zurück.

Erst allmählich, im späten Verlauf des Interviews, wird klar, wo Kachelmann steht. Den Kopf in den Wolken. Ein *Wetter-Nerd*. Er interessiert sich für nichts anderes, nicht einmal so richtig für die triumphal-dramatische Wende der Justiz in seinem Fall. Dass die Staatsanwaltschaft Mannheim jetzt gegen die Frau ermittelt, die fälschlicherweise behauptete, dass er sie vergewaltigt habe; dass das OLG Frankfurt im vergangenen September klarstellte, die Frau habe gelogen, die Vergewaltigung frei erfunden, aus Rache, weil er sie nicht mehr als Geliebte wollte – bei diesem Thema dreht Kachelmann den Blick zur Seite, sagt erst mal nichts und dann, ohne Genugtuung: Es sei ein angenehmes Gefühl, nicht auf der Anklagebank zu sitzen.

Bald darauf steht die Sonne wieder an Kachelmanns Himmel. Er lächelt plötzlich überaus gewinnend. Dazu deutet er über den Tisch: „Sie haben da ein kleines Bäuchlein.“

Das muss man Kachelmann lassen, er hat Witz. Der Witz ist der: Ich habe keinen Bauch. Aber er. Zwei Minuten später ►



die nächste Schote: „Sie haben eine Freundin in der Redaktion, die ist 50 Jahre jünger als Sie.“ Ich rechne kurz nach. Kachelmanns Frau ist Geburtsjahr 1986, macht 28 Jahre Altersunterschied. Aber das war's. Es ist allseits zufriedenstellend festgestellt: Dieses Interview kann auf Augenhöhe beginnen.

BILANZ Herr Kachelmann, Ihre Planung sieht vor, in den nächsten zwei, drei Jahren ein paar Millionen auf die Seite zu schaffen. Das nehmen wir jetzt einfach mal an. Sie denken an eine Wetter-App. Wie gehen Sie vor?

JÖRG KACHELMANN Personal brauchen Sie schon mal keins. Aber was Sie mitbringen müssen, ist eine lustige Idee fürs Design und die *Usability*. Also einen begabten Grafikdesigner. Keine Ahnung, was der heute machen würde, aber letztes Jahr wär's eine App im „Pokémon“-Design geworden. Damit kriegen Sie allemal einen schnellen Erfolg hin. Ihre Vorhersagen haben allerdings mit dem Wetter kaum was zu tun. Aber machen Sie sich keine Sorgen,

das fällt nicht weiter auf. Die anderen machen's ja genauso.

Alles Schwindel, was die Wetter-Apps liefern? Aber jeder Hokusfokus stützt sich anfangs auf was ganz Seriöses.

So ist es. Die meisten Apps berufen sich auf dasselbe marode Modell, mit dem das Wetter berechnet. Und die große Zahl ist die angebliche aktuelle Temperatur. Die ist zwar *Fake*, aber das Verblüffende: Er gelingt. Die Leute geben ihren Ort ein und glauben im Ernst, diese große bunte Ziffer sei die echte gemessene Temperatur. In Wahrheit ist es einfach die Vorhersage aus einem extrem weitmaschigen Wettermodell ohne Ahnung von Lokalem.

Immerhin, das muss man erst mal haben.

Ja, aber das kriegen Sie kostenlos im Internet. Der Deutsche Wetterdienst stellt inzwischen zwar ein paar seriöse Daten bereit. Aber verlassen Sie sich drauf: Hinter fast allen Apps steht trotzdem dasselbe meteorologische

Kachelmanns Seite: „Wir wollen der führende private globale Wetterdienst werden.“

Rechenmodell aus den USA. Es heißt: GFS, Maschenweite: riesige 28 mal 28 Kilometer. Damit fallen Berge und Täler sozusagen flach für die Vorhersage. Und dann sieht man die Leute, wie sie gläubig ihre Postleitzahl eingetippt. Ein herzzerreißender Anblick. Und denken immer: Komisch, da steht plus fünf Grad, wie kommt nur das Scheibenkratzen zustande – und erzählen auf Facebook, dass Wasser auch schon bei plus fünf Grad gefrieren kann.

Gibt es keinen, der die Rohdaten verfeinert?

Man kann nichts verfeinern. Wenn Sie mit der Lupe einen Hundehaufen betrachten, ist es immer noch ein Hundehaufen, wie die Mehrzahl der Wetter-Apps auf dem Markt.

Dann fasse ich mal zusammen. Der letzte Stand der Meteorologie ist: „Steigt der Hahn auf den Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie es ist.“

Es gibt seriöse Meteorologie, aber sie ist etwas komplizierter, Sie müssen auch etwas dafür tun. Niemand weiß morgens, wo genau nachmittags das Gewitter zuschlägt. Also ist schon mal alles Blödsinn, wo Sie ein Symbol und eine Temperatur sehen. Sie müssen lernen, sich um unterschiedliche Modelle, *Ensemble*-Vorhersagen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen zu kümmern. Oder Sie bleiben doof, gucken auf Ihre *App*, und es regnet Ihnen überraschend sonstwohin. Sie erkennen das Problem, wenn Sie auf unsere Webseite gehen. Sie ist ein bisschen komplizierter als andere. Aber es gibt nichts Besseres, wenn Sie Ihre Grillparty retten wollen. Wenn Sie Ihren Ort bei Kachelmannwetter.com eingeben, weiter über „Vorhersage“ gehen, „Wettermodell *Rapid Update* HD“ und dann „Niederschlag“, dann können Sie schon selber ziemlich genau mitkriegen, was los ist – oder auf die *Ensemble*-Vorhersagen, die hohe Schule der Qualität, aber man braucht halt zwei Minuten.

Kurz gesagt, keine Anwendung bringt's, Kachelmannwetter.com aber schon.

Ist so. Weil Sie mehrere Dinge ansehen müssen. Wie im richtigen Leben. Nur die „Bäckerblume“ als einzige Informationsquelle reicht nicht. Was vielleicht manche bei Irma mitbekommen haben: Es gibt riesige Unterschiede zwischen den Vorhersagemodellen. Na gut, sagen die Leute, dann nehmen wir einfach das beste von den ganzen Vorhersagemodellen. Und dann sagen wir: ist jedes Mal ein anderes. Mist.

Wo liegt der Unterschied?

Käsekuchen bleibt Käsekuchen. Aber die Rezepte sind verschieden und der Geschmack. Sämtliche Computermodelle schmeißen einfach alles zusammen, was es weltweit an Daten gibt. Dann rechnen sie das mit eigener

„Auch unter der Lupe bleibt ein Hundehaufen noch immer ein Hundehaufen.“

Rezeptur in die Zukunft hoch. Manche nehmen sich fürs Datensammeln mehr Zeit, andere weniger. Die einen haben ein besseres Rezept als andere. Und wir wissen kaum je, was in zwei Wochen ist.

Haben Sie aber auch schon gemacht.

Stimmt, aber so weit steht das Zeitfenster selten offen. Seriöse Vorhersagen liegen irgendwo zwischen sechs Stunden und 14 Tagen. Wie bei dem stabilen Hoch, das wir bei der Fußball-WM 2006 hatten. Aber das wollen die Leute nicht hören. Die *twittern* dann, ich habe in zwei Wochen Hochzeit, wie ist das Wetter da? Keine Ahnung, müsste es jetzt heißen. Aber die *Apps* tun trotzdem so als ob, und die Leute denken immer: Wenn das nicht ginge, würde es das doch nicht geben.

Die „Stiftung Warentest“ ist anderer Meinung. Die konnten Qualitätsunterschiede feststellen.

Die Tests sind immer ganz furchtbar, auch wenn wir öfter gewinnen, aber die Tester sehen nie die relevanten Details in der Branche. Nehmen wir doch mal Wetteronline. 90 Prozent aller Beobachtungsdaten mit dem Hinweis, dass sie „aktuell“ seien, also eine Messung bzw. Wetterstation vortäuschen, sind *Fake*, also eben einfach aus dem Modell berechnet, wie bei den anderen Scharlatanen. Dann das sogenannte „Wetterradar“, das echtes Wetterradar vortäuscht, aber keines ist. Bei fast allen Ländern der Erde und sowieso auf dem Meer ist das „Wetteronline Wetterradar“ gerade kein Wetterradar. Leider fallen die Leute auf die Bonner rein. Es macht

so in dieser Dreistigkeit und in diesem Ausmaß weltweit niemand sonst.

Das sieht Wetteronline völlig anders. Aber abgesehen davon: In den Anden hatte ich statt Schneetreiben eine App-Vorhersage von 27 Grad.

Das haben die mit ihrer streng geheimen „Cola-Formel“ berechnet. So nennen die das. Kommt aber oft nur Blödsinn dabei heraus. Kürzlich haben sie einmal rausgelassen, wie sie die „aktuellen Werte“ erfinden. Aus 36.000 Kilometern Höhe erfasst der Wettersatellit entweder die Oberflächentemperatur einer Wolke oder der Erde. Wobei das keine Lufttemperatur ist, sondern die Strahlungstemperatur des Bodens. Daraus erfinden sie eine Lufttemperatur. Wenn's bedeckt ist, erfindet das Modell. Wetter.com macht das zwar auch, nennt das aber eine berechnete Temperatur. Das ist okay, die legen das offen.

Zähne putzen, Kaffee trinken, Wetter gucken. Damit fängt jeder Morgen an. Wetteronline verstehe ich wenigstens. Aber der Kachelmann macht da sechs verschiedene Kurven und sagt: Such dir doch selber eine aus.

Ja, ich weiß, aber es lohnt sich, wenn man nicht vergackeiert werden will. Kommen Sie doch bitte einmal rüber zu mir.

Kachelmann klappt seinen Rechner auf, klickt. Auf dem Schirm: alle deutschen Wetterstationen, die meisten vom Deutschen Wetterdienst DWD, einer Behörde. Kachelmann wechselt zu Wetteronline, dort weiter zu Freiburg an ►

der Elbe. Die Internetseite zeigt als „aktuellen Wert“: 20 Grad. „Es gäbe aber in Freiburg an der Elbe eine Wetterstation, die Wetteronline bisher nicht nutzt“, sagt Kachelmann. Er steuert sie auf seiner Seite an. Die reale, gemessene Temperatur erscheint auf dem Schirm. Es sind 16,5 Grad.

Also 3,5 Grad zu hoch. Das Fälschen von Wetter ist ein Meister aus Bonn?

Wenn man verstanden hat, dass das Geschäftsmodell der führenden Apps in Schleifen und Dekopapier besteht, mit dem sie DWD-Daten verpacken, dann begreift man den verzweifelten Kampf der Branche. Es gibt nach meiner Kenntnis keine seriösen meteorologischen Eigenleistungen in irgendeiner Form bei fast allen in der Branche, es gibt so viel scharlatanesques Elend. Wir sind zwar auch kostenlos wie manch andere, haben aber ein eigenes Wettermodell mit ein mal ein Kilometer Maschenweite; wir haben *Stormtracking*, Sturzflut-Vorhersagen, als meines Wissens einziger privater Wetterdienst weltweit alle hochauflösenden Satellitenbilder weltweit frei verfügbar, ebenso das europäische Wettermodell ECMWF in all seiner Pracht. Wir verstehen unser Handwerk. Bei den Messwerten gibt es nur Zahlen, die von einer echten Wetterstation gemessen wurden. Und wo „Weterradar“ draufsteht, ist Weterradar drin und nicht *gefaktes* „Weterradar“.

Wer macht die Vermarktung bei Kachelmannwetter?

Wir sind noch zu klein, um solche Stellen zu schaffen.

Seit ein paar Monaten sind Sie bei Sonnenklar TV, des ägyptischen Touristikmilliardärs Samih Sawiris. Alle Welt fragt sich, was Sie da treiben.

Hinter Sonnenklar TV steht ein Milliardenkonzern für Reisen. Die Logik ist: Reisen? – Wetter! Das gehört zusammen.

Die Sonne scheint immer, das ist ein Naturgesetz der Reisebranche. Welcher Veranstalter kann so bescheuert sein, sich auf den Wahrheitsapostel Kachelmann einzulassen?

Das stimmt, die tun alle so, als ob es nie regnet, ununterbrochen Sonnenschein vom ersten bis zum letzten Pauschalurlaubstag. Aber dann merken die Leute: Die verarschen uns. Die lassen uns im Regen stehen. Wir sagen klar: Morgen kommt ordentlich was runter. Aber auch, dass abends alles wieder vorbei sein wird. Und in der Zwischenzeit kann der Veranstalter sich auf sein Schlechtwetterprogramm einstellen.

Wetteronline hatte schon 2015 knapp 1,5 Millionen Euro Überschuss erwirtschaftet. Wo kommt der her?

Keine Ahnung. Man spart ja viele Datenkosten. Das ist bei uns ein größerer fünfstelliger Betrag.

Dass es sich um Fälscher handelt, ist Ihre Meinung. Was kostet ein Ver sicherungs-Gutachten?

Bei uns je nach Kunde und Aufwand zwischen 95 und 150 Euro.

Was verlangen die anderen?

Das weiß ich nicht. Wir berechnen das, was wir für fair halten.

Im Verband deutscher Wetterdienstleister sind zwölf Mitglieder mit 400 Mitarbeitern und 50 Millionen Umsatz. Die Konkurrenz ist vielleicht nicht so wetterfest wie Sie, verdient aber gut.

Das ist der lustige Verband, der die örtlichen Abgeordneten seiner Mitglieder in Stellung gebracht hat, um am DWD-Gesetz rumzuschrauben. Lächerlich. Die Wetter-Dinosaurier haben Angst um ihre Gelddruckmaschinen. Für uns ist der DWD ein Partner, nicht Gegner.

Ein Großteil der Unternehmen muss aufs Wetter schauen. Eine Goldgrube.

Staatliche Datenlieferanten

Die Daten, die Internet-Wetterdienste für ihre Prognosen nutzen, stammen größtenteils von staatlichen Agenturen, die ihre Vorhersagen überwiegend kostenfrei zur Verfügung stellen. Zu den am häufigsten genutzten Quellen zählen:

National Weather Service
(USA, Gesamt-Etat: 940 Mio. Euro)
Météo France
(Frankreich, 379 Mio. Euro),
Deutscher Wetterdienst
(Deutschland, 340 Mio. Euro)
Met Office
(Großbritannien, 222 Mio. Euro)

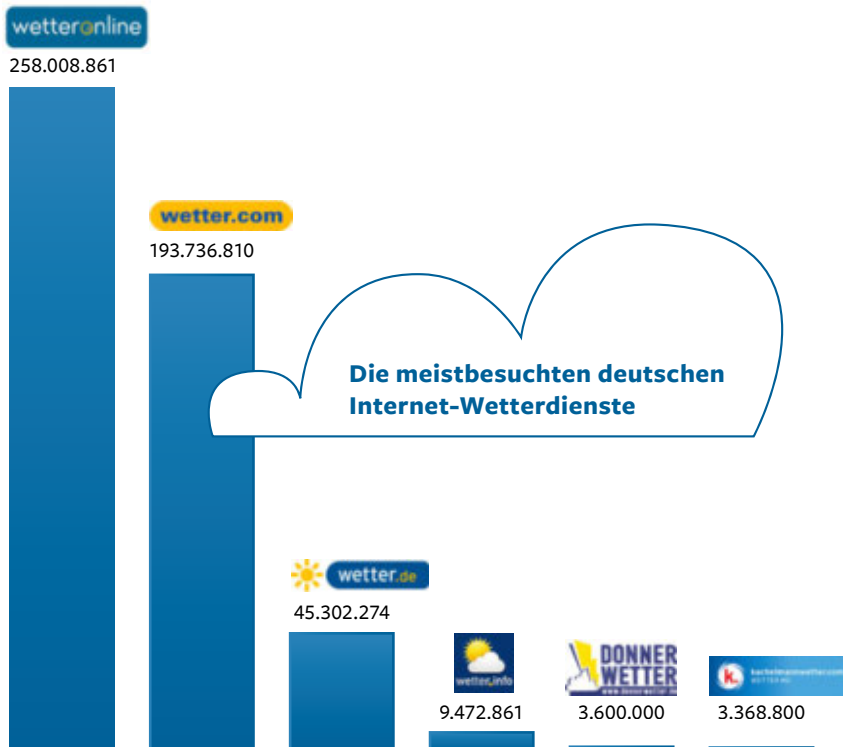
Quelle: BILANZ-Recherche

Aber man sollte schon schürfen können.

Wir wissen, dass wir die besten Daten und Vorhersagen haben, wir vergleichen unsere Produkte laufend mit allem, was es so gibt, und überlegen uns immer, ob wir weinen oder lachen sollen, wenn Facebook uns sagt, dass wir einen Regenschirm brauchen, und der Weather Channel für „Focus“ behauptet, es würde bald in Berlin stundenlang donnern.

Hinter Ihnen bilden sich Risse, Herr Kachelmann. Gleich fällt der Putz von der Wand.

Es gibt auch Begnadete wie Dominik Jung mit seinen Vorhersagen in der „Bild“. Was immer er behauptet, es tritt in fast allen Fällen das Gegenteil ein. Ein Gottesbeweis, normalerweise müsste er wenigstens 50 Prozent Zufallstreffer haben. Wie am 28. August, als er einen goldenen Herbst ankündigte. Wir ahnten, es würde einen kühlen und nassen September geben.



Besuche im August 2017. Quelle: IVW (Donnerwetter = Eigenangabe), BILANZ-Recherche

Wenn die Wettervorhersage dasteht wie die Medizin zu Zeiten von Saugnapf und Aderlass... Könnten Sie mit, sagen wir, 50 Millionen Spielgeld was ändern?

Kachelmann steht auf, brüllt durch die offene Tür in den Gang: „Janeeeeeek!!“ Er setzt sich wieder: „Der kann das am besten beantworten.“

Kachelmann schweigt und wartet. Es sieht danach aus, als wolle er Zeit gewinnen. Janek Zimmer erscheint, setzt sich an den Tisch, Kachelmann beugt sich zu ihm hinüber: „Janek, was würden wir mit ein paar Millionen machen? Ohne Betriebsgeheimnisse zu verraten?“

Zimmer weicht aus: „Es gibt schon spannende Ecken in der Welt...“ Kachelmann, entschlossen: „Afrika! Ich zeig’ Ihnen das mal!“ Zimmer versucht zu retten, was zu retten ist: „Also, das wär’ eher ein gemeinnütziges Projekt.“

Aber da hat Kachelmann schon den Kontinent auf dem Schirm, er monolo-

gisiert vor sich hin: „Gucken Sie mal, in Afrika gibt es Länder... da gibt es nichts. Bei den meisten wär’s mir zu gefährlich, eine Wetterstation... wahrscheinlich müssten wir sie irgendwo aus einem Flugzeug abwerfen. Aber hier! Sie sehen, es ist ein bisschen was im Süden, im Westen und Norden, aber insgesamt weitgehend nichts in Afrika. Das hat Auswirkungen auf die Berechnungsmodelle.“

„Genau“, sagt Zimmer, „global. Das hat ein riesiges Potenzial.“

Kachelmann dreht die Welt am Schoßrechner weiter. „Oder hier in Brasilien... und das ist unser Grundstück in den USA (Foto auf dem Schirm), eine Wiese mit eins, zwei, drei, vier ... also fünf Satellitenschüsseln für alle Sachen, die in den USA relevant sind, Satellitenbilder... der Ort hat 15 Einwohner, aber eine Leitung mit 15 Gigabit pro Sekunde... das Gleiche steht in Australien. Wir haben große Dinge vor in den USA. Verstehen Sie jetzt, warum uns die DWD-

App nicht interessiert? Deutschland ist jetzt nicht unbedingt das, was...“

Sie wollen die Welt. Einen weltweiten Wetterdienst. Das komplette Geschehen rund um die Erdkugel als einzigen Zusammenhang.

Ja klar. Wir wollen der führende private globale Wetterdienst werden. Wir haben die Daten und die klugen Köpfe dazu. Meteorologen, IT-Spezialisten und mich. 15 Leute.

Können Sie dann den Klimawandel bestätigen?

Wir merken, dass die Taupunkte steigen. Es ist schwüler und heißer geworden. Aber wir sind keine Klimaforscher, wir erklären nicht, das ist ein eigener Forschungszweig, und wir tun nicht so, als ob Meteorologen neuerdings auch Klimaforscher wären, wie das in der Branche gerne üblich ist – wie schon gesagt, das Scharlataneske ist verbreitet.

Was halten Sie vom Wetterbericht im Fernsehen?

Ich hätte mir gerne das Ende meiner Bemühungen ausgesucht, aber ich habe nur fünf Tage im Monat bespielt, und der Verlust ist im 21. Jahrhundert wenigstens zeitgemäß. Fernsehewetter, wie es das heute gibt, einmal abends als Weihestunde, ist ein aussterbendes Genre. Ich träume immer noch von einem Wetterkanal.

Ein bisschen Modernisierung vielleicht, ein neues Konzept?

Ach, nee. Das wird verschwinden, wie Print in ein paar Jahrzehnten. Ich mag es auch nicht sehen, dieses ewige Jammern und Wehklagen, wenn die Sonne nicht scheint, dieses Herbeireden einer Hitzewüste, die uns glücklich machen soll.

Was ist mit den Wettermoderatoren Sven Plöger oder Claudia Kleinert?

Sven Plöger weiß, was er da erzählt. Das hat viel Schönes. ■

NORMALE

UNTER DER WOCHE BEI CONTINENTAL, LEO BURNETT ...



ARIANE REINHART,
Personalvorständin
bei Continental

Die richtigen Mitarbeiter finden

Als ich sie um halb eins anrufe, um mit ihr über ihren Arbeitstag zu sprechen, schickt Ariane Reinhart (47) erst einmal in aller Gelassenheit voraus, dass sie „heute Nacht gut geschlafen“ habe. Wie schön, denke ich. Die Personalvorständin des Hannoveraner Reifenherstellers Continental, zuständig für 230.000 Leute, ist eine Yogini, wenn ich das mal so sagen darf. Sie treibt Yoga, immer abends, jedenfalls gestern Abend: „Ich bin so richtig tiefenentspannt.“

Um 6.30 Uhr sei sie aufgestanden (wahrscheinlich ist sie aufgefedert) und um kurz nach acht im Büro angekommen. Dann habe sie sich in eine Telefonkonferenz mit Kollegen in China und Japan eingewählt: „Strategische Personalplanung“, ihr Lieblingsthema. „Wie kommen wir an die besten Talente? Und ich spreche nicht nur über Bewerber mit Dokortitel. Auch Studienabbrecher, Geflüchtete sowie Jugend- und Langzeitarbeitslose können ihren Platz bei uns finden.“

Kurz vor unserem Telefonat hat sie mit Conti-Chef Elmar Degenhart (58) über das „soziale Engagement“ des Unternehmens beratschlagt: „Wir wollen mehr für Kinder und Jugendliche tun – durch Bildungs- und Ernährungsprojekte.“ Und danach gab's dann einen Salat in der Kantine. Tja. Und nachmittags? Die Raumaufteilung in der neuen Zentrale muss erörtert („Wir wollen weg von kleinen Einzelbüros“) und um 16 Uhr die Begrüßungsrede für die neuen Azubis gehalten werden. Feierabend: 18.30 Uhr, danach noch ein Dauerlauf durch die Eilenriede. Und zum Schluss eine Runde Yoga. Notabene: Sie ist verheiratet und hat zwei Borderterrier namens Ernie Erbse und Bini Bohne. **VTH**

FOTOS: CONTINENTAL, LEO BURNETT

TERMINE

| | |
|-------------|---|
| 08.00 | Reinhart trifft im Büro ein |
| 08.15–08.45 | Telefonat mit Mitarbeitern in China und Japan |
| 11.00–12.00 | Besprechung über soziales Engagement |
| 12.00–12.30 | Salatessen in der Kantine |
| 12.30–13.00 | Gespräch mit BILANZ |
| 14.00–16.00 | Konferenz über neue Conti-Firmenzentrale |
| 16.00–17.00 | Reinhart begrüßt die neuen Auszubildenden |
| 18.30 | Feierabend. Joggen im Stadtwald Eilenriede |

WERKTAGE



ANDREA ALBRECHT,
Deutschland-Chefin
bei Leo Burnett

Zwischen Ideen unterscheiden

An diesem Dienstagmorgen konnte Andrea Albrecht (46), Chefin der Werbefirma Leo Burnett, den kurzen Weg in ihre Frankfurter Amtsstube endlich einmal genießen. Was heißt „genießen“? Zumindest war er kurz: Sie hatte die Nacht zuvor in ihrer Frankfurter Wohnung verbracht. Meist kommt sie aus dem 200 Kilometer entfernten Hagen, wo sie mit ihrem Freund und ihrem 15 Monate alten Sohn Luke Erik wohnt. Das Fortbewegungsmittel ist hier wie dort ein „Grand Cherokee“ von Jeep – „einer unserer Kunden“.

Nach der Tagesplanung mit ihrer Assistentin steht ein erster *Jour fixe* an: Telefonat mit den Kollegen im Berliner Leo-Burnett-Büro. Es geht um „ein Neuprodukt-*Launch*“ des Kunden Hugo Boss, „im *Bodywear*-Bereich“. Kurz vor Mittag die nächste Besprechung, Thema: die hoffentlich erfolgreiche letzte Runde in einem sogenannten *Pitch*, also dem Wettstreit mit anderen Agenturen um einen neuen Kunden.

Nach dem Mittagessen (Kartoffeln mit Eiern und Senfsauce) in der firmeneigenen Cafeteria sitzt Andrea Albrecht mit ihrer Personalchefin zusammen. Fragen zum Personal-*Tableau*: Wen setzen wir wo ein? „Die Branche lebt von Menschen: Die liefern schließlich die Ideen.“ Sie unterscheidet zwischen der „genialen kreativen Idee“, etwa einem treffenden Werbespruch, und der „technikgetriebenen Umsetzungs-idee“, wie der interaktiven Einparkhilfe-Werbetafel (für den Kunden Fiat), auf der Schauspieler mit ihren Händen dem Einparkenden den noch zur Verfügung stehenden Platz anzeigen.

Es folgen noch zwei Sitzungen, dann fährt Andrea Albrecht um 19 Uhr nach Hause: nach Hagen, ihren Sohn ins Bett bringen. **SK**

TERMINE

| | |
|-------------|---|
| 08:00 | Albrecht fährt ins Büro |
| 09:00–09:30 | Besprechung mit Assistentin |
| 10:00 | Telefonat mit Leo-Burnett-Standort Berlin |
| 11:00–11:40 | Telefonat mit BILANZ |
| 12:30 | Mittagessen in Cafeteria mit Kollegen |
| 13:00–13:50 | Besprechung mit Personalchefin |
| 14:00–16:00 | Besprechung mit Kreativchef |
| 19:00 | Feierabend – Fahrt nach Hause |

NORMALE

... BEI MEDIGENE UND DER AAREAL BANK



DOLORES SCHENDEL,
Vorstandschefin von Medigene

Immuntherapien gegen Krebs entwickeln

Dolores Schendel (70) lässt sich ungern im Abstand weniger Minuten von elektronischer Post unterbrechen. Deshalb hat die Vorstandschefin des Tec-Dax-Unternehmens Medigene (Umsatz: 9,8 Millionen Euro) an diesem Montag schon früh am Morgen zu Hause E-Mails beantwortet, bevor sie mit U-Bahn und Bus nach Martinsried bei München in ihr Büro gefahren ist.

Tagsüber lässt sie Nachrichten unbeachtet, den nächsten Schwung will sie gesammelt erst am Nachmittag abarbeiten: „Man muss den richtigen Rhythmus finden. Anfragen haben im Grunde immer einen Tag Zeit. Sollte es drängen: Meine Tür ist offen, die Leute können gern vorbeikommen.“

Am Vormittag hat sich Dolores Schendel, die auch Wissenschaftsvorständin der Biotechnikfirma ist, mit ihren Planern für klinische Studien getroffen: Medigene arbeitet an Immuntherapien zur Krebsbehandlung. Dabei sollen körpereigene Immunzellen, sogenannte T-Zellen, im Labor so angepasst werden, dass sie die Tumorzellen eines Patienten zerstören. Projekte befinden sich in der vorklinischen Entwicklung, bis Ende des Jahres will Medigene mit einer ersten Patientenstudie starten: „Die erste US-Zulassung einer sogenannten Car-T-Therapie Ende August hat gezeigt, dass Immuntherapien bereits sehr erfolgreich zur Bekämpfung einzelner Leukämiearten eingesetzt werden können.“

Mitte der Woche fliegt die Chefin in die USA, am frühen Nachmittag hat sie deshalb mit Mitarbeitern Grafiken für einen Vortrag auf einem Branchentreffen in Boston ausgewählt. Am Abend erwartet sie der letzte Punkt auf ihrer Liste zur Vorbereitung der Reise: Sie muss die Waschmaschine einschalten. **SC**

FOTOS: DOMINIK GIERKE, UWE NOELKE

TERMINE

| | |
|-------------|---|
| 07:30–09:30 | E-Mails, U-Bahn- und Bus-Fahrt ins Büro |
| 09:30–10:30 | Offene Montagmorgenrunde mit Forschern |
| 10:30 | Gespräch mit Entwicklungsteam wg. Studien |
| 12:30 | Essen mit Finanzvorstand Thomas Taapken |
| 13:30 | Folienauswahl für Vortrag bei Branchentreffen |
| 15:00–16:00 | Telefonate mit BILANZ und mit Patentanwalt |
| 16:00–18:00 | Vorbereitung für Investorentreffen, E-Mails |
| 19:00 | Zu Hause Waschmaschine einschalten |

WERKTAGE



CHRISTIANE KUNISCH-WOLFF,
Risikovorständin der Aareal Bank

Lesen, notieren und markieren ohne Papier

Christiane Kunisch-Wolff (50), als Vorstandin der Aareal Bank dafür verantwortlich, dass ihre Kollegen Tag und Nacht vor-schriftsmäßig handeln und keine unwägbaren Risiken eingehen, hat heute morgen auf das Frühstück verzichtet und ist schon um fünf vor sieben in ihrem Büro in Wiesbaden angekommen.

Dort hat sie sich erst einmal eine Tasse Tee aufgebrüht, ihren Terminkalender durchgesehen und auf ihre Assistentin gewartet... bevor sie am frühen Vormittag mit den Mitgliedern des Aareal-Lenkungsausschusses zusammengekommen ist: Am 1. Januar 2018 tritt eine neue Bilanzierungsvorschrift in Kraft („IFRS 9“), dann müssen Banken bestimmte Vermögenswerte anders berücksichtigen. Das sei „eine große Herausforderung“, sagt sie, und wirke sich „nicht nur auf den Bereich Finanzen aus, auch das Risikomanagement sowie Prozesse und die Systeme sind betroffen“. Klingt nach einer Sache, bei der viel schiefgehen kann.

Im Anschluss an eine weitere Sitzung hat Christiane Kunisch-Wolff mit ihrer *Compliance*-Leiterin in der Kantine gegessen: marinierte Tomaten mit Schafskäse und Pesto. Die Köche seien so gut, dass sie schon um das ein oder andere Rezept gebeten habe.

Am frühen Nachmittag bereitete sie sich auf die Aufsichtsratssitzung der Aareal-Tochtergesellschaft West-Immo vor. In ihrem Büro hat sie das Papier abgeschafft, liest, notiert und markiert auf ihrem Flachrechner: „Nur wenn ich richtig konzeptionell arbeite, greife ich noch zu Stift und Papier.“ Für körperliche Betätigung bleibt nach der Sitzung an diesem Mittwoch keine Zeit: „Mein Sportabend ist Dienstagabend.“

SC

TERMINE

07:00 Kunisch-Wolff plant Bürotag, bearbeitet E-Mails

09:15 – 10:15 Lenkungsausschuss zu Bilanzierungsstandard

11:00 – 12:25 Sitzung mit dem Risiko-Gremium

12:30 – 13:15 Mittagessen in der Kantine

13:30 – 14:30 Vorbereitung auf Aufsichtsratssitzung

15:00 – 15:30 Telefonat mit BILANZ

17:00 – 18:00 Aufsichtsratssitzung bei Tochtergesellschaft

20:00 – 21:30 Zu Hause Durchsicht von Papieren



Ein besseres Leben

Die Bäuerin Grace Siatontola Silume aus Sambia hatte einen großen Traum: einen eigenen Traktor. Jetzt ist er wahr geworden – dank der Leser von BILANZ.

Text: **Volker ter Haseborg** Fotos: **Simon Binder**

Ein Lastwagen aus Lusaka ruckelt über die Sandpiste in das Dorf bei Monze und hält vor der Backsteinhütte von Grace Siatontola Silume (54). Die Nachbarn laufen neugierig herbei, ein Traktor rollt vom Anhänger: ein „Massey Ferguson 345“ mit 50 PS.

Die Leute johlen, klatschen, ja, und manche tanzen sogar vor Freude, denn der Traktor gehört jetzt ihrer Freundin und Nachbarin Grace: ein Geschenk von BILANZ-Lesern aus Deutschland. Sie bricht in Tränen aus: „Ich habe so etwas nie im Leben

erwartet. Ich bin so dankbar und so glücklich.“ Im Dezember 2016 hatte BILANZ über die Landwirtin aus Sambia berichtet; eine Witwe mit fünf Kindern, die noch eine Nichte und einen Neffen bei sich aufgenommen hat, weil deren Eltern so arm sind, dass sie nicht für sie sorgen können.

Auf ihrer Farm leben elf Schafe, sieben Kühe, 25 Hühner, drei Hunde. Von April bis November baut Grace Siatontola Silume auf ihrem Land (272.000 Quadratmeter) Tomaten an, Spinat und Kohl, von Dezember bis Mai dann Mais, Erdnüsse und Sonnenblumen. Das Einzige, was sie bislang besaß, um ihr Land zu bewirtschaften, waren Pflug und Egge, die sie von einer Kuh ziehen ließ. Ein Brunnen? Ach nein. Wenn der Regen ausblieb, verdorrte ihre Ernte.



Freudentag: Nachdem BILANZ die Geschichte über die Bäuerin Grace Siatontola Silume (links) im Dezember-Heft veröffentlicht hatte, spendeten Leser mehr als 25.000 Euro für einen Traktor, Landmaschinen und einen Brunnen. Als die Maschinen vom Lastwagen geladen wurden (oben), vergoss die Beschenkte Freudentränen (oben rechts). Nachbarn studierten zunächst aufmerksam den Artikel vom vergangenen Dezember, dann feierten sie die Hilfsaktion aus Deutschland.



Nachdem die Geschichte über sie erschienen war, hatten sich in den folgenden Wochen immer mehr Leser gemeldet, die ihr helfen wollten.

Mehr als 25.000 Euro an Spenden kamen zusammen: für einen Traktor, eine Egge, eine Sämaschine, eine Transport-Box, eine Dreschmaschine. Und auch für einen Brunnen wurde gesorgt. Geschenke des Himmels für Grace Siatontola Silume, die an diesem Tag wohl die glücklichste Bäuerin Sambias war.

– Den Traktor, die Dreschmaschine und den Brunnen steuerte Walter Dürr aus Stuttgart bei. Der 78-Jährige stammt aus der Dynastie der Zahntechnik-Firma Dürr Dental, die er als Vorstandschef und Aufsichtsrat geleitet und kontrolliert hat. „Der Mensch Walter Dürr hat geholfen, nicht der Unternehmer“, sagt er. Ihn habe beeindruckt, dass Frau Silume ihre Kinder trotz ihrer schwierigen Finanzlage zur Schule schickt und dafür auch noch das Schulgeld aufbringt. Seine Spende solle „ihr eine Lebensgrundlage ermöglichen – in ihrem Heimatland“.

– Thomas Klöckner (69) aus Garmisch-Partenkirchen finanzierte die Sämaschine und die Transport-Box, mit der die Bäuerin ihre Ernte künftig zum Markt fahren kann. „Ich fühlte mich



von dem Artikel aufgefordert, Frau Silume zu helfen“, sagt der Mann, der mit seinem Internethandel K-Home 24 Jalousien, Rollos und Vorhänge vertreibt. „Das Schicksal dieser Frau hat mich berührt.“

– Ferdinand Nüchel (66) aus Bad Bramstedt (50 Kilometer nördlich von Hamburg), der die Egge spendete, hat vor seinem Ruhestand Kinderheime geleitet und dabei auch Einrichtungen in Afrika aufgebaut. „Dass Grace Silume ihre Kinder alleine großziehen muss, hat mich gerührt. Davor habe ich großen Respekt. Wenn jemand so etwas geschafft hat, dann braucht er Unterstützung.“

Grace Siatontola Silume sagt, dass sie allen Spendern in Deutschland von Herzen dankt. „Mit den Geräten und dem Brunnen werde ich nicht nur meiner Familie ein besseres Leben ermöglichen, sondern der ganzen Dorfgemeinschaft.“

Mitarbeiter des US-Landmaschinenherstellers AGCO, der auch in Sambias Hauptstadt Lusaka ansässig ist, wollen sie nun im Umgang mit den neuen Maschinen schulen.

Einen Kurzfilm über den Festtag finden Sie im Internet unter www.bilanz.de.



Der letzte Schliff

Israel, bekannt für seine Hightech-Unternehmen und eine quicklebendige Gründerszene, ist auch eine der führenden Mächte in der Diamantenindustrie.

Text und Fotos: **Felix Rettberg**

Leibish Polnauer schaut dem Mannequin auf die Finger. „Diese Hände!“ Der Patriarch des Hauses ist begeistert. Aber was den 68-Jährigen noch mehr verzückt, ist das, was das Model am Finger trägt: „Was für ein schöner, was für ein unglaublich schöner Stein!“

Im firmeneigenen Studio, im sechsten Stock des Yahalom-Hochhauses in Ramat Gan, einer Vorstadt von Tel Aviv, stellt Leibish Polnauer mit seinem Fotografen gern persönlich sicher, dass seine Spezialitäten – seltene farbige Diamanten – auch Verführungskraft entfalten. Denn nicht hinter Panzerglas, sondern auf Bildschirmen von Computern und *Smartphones* stellt er sie aus. Weltweit sind sie zu sehen, weltweit zu bestellen.

Der israelische Diamantenhändler war einer der Ersten in seiner Gilde, wenn nicht sogar der Allererste, der sein Angebot direkt übers Internet feilbot. Was eine hohe Hürde darstellt: Denn die Kundschaft muss nicht nur selbstverständlich Vorkasse leisten, häufig mehrere Zehn- oder gar Hunderttausende ▶

Kohlenstoff auf Baumwolle:
Ein Schleifer poliert einen frisch bearbeiteten Diamanten.



Milliardenhandel: Die Israel Diamond Exchange in Ramat Gan ist (hinter Surat in Indien) die zweitgrößte Diamantenbörse der Welt.

US-Dollar, bevor die Kostbarkeiten auf die Reise gebracht werden. Hinzu kommt, dass für Edelsteine anders als für Edelmetalle, wie Gold oder Silber, kein eindeutiger Preis bestimmt werden kann. Jeder Diamant ist anders. Deshalb ließen sich in der Vergangenheit die Steine nicht in standardisierter Form vermarkten, und die Innung konnte sich auf diese Weise lange Zeit erfolgreich gegen Wettbewerb und Markttransparenz zur Wehr setzen.

Aber letztlich sind Diamanten eine Ware wie jede andere, und die Händler können und wollen sich der neuen Zeit nicht verschließen. Auch jene in Ramat Gan nicht, wo eines der bestüberwachten Institute des Landes seinen Sitz hat, die Diamantenbörse, die Israel Diamond Exchange.

Während sich Tel Aviv in den vergangenen Jahren den guten Ruf des quirlig-hippen Horts Hunderter *Start-ups* erworben hat, werden in Ramat Gan die Geschäfte auf diskretere, verschwiegenere Weise abgewickelt und vielfach noch per Handschlag besiegelt – Geschäfte, die zuverlässig jedes Jahr einige Milliarden Dollar zur israelischen Handelsbilanz beitragen.

Man muss clever und unerschrocken sein, um Erfolg zu haben.

Mit einem Anteil von 21 Prozent an den Ausfuhren rangiert die Diamantenbranche sogar noch vor der IT-, der Elektro- und Pharmaindustrie. Der Export an geschliffenen Diamanten belief sich zuletzt auf ein Volumen von rund 4,7 Milliarden Dollar.

Der weitaus größte Abnehmer sind die USA (1,83 Mrd. US-Dollar), gefolgt von Hongkong (1,24 Mrd.), Belgien (350 Mio.) und der Schweiz (310 Mio.), wo sich die Hersteller von Luxusuhren mit israelischem Verfeinerungszubehör für Zifferblätter und Armbänder versorgen.

Doch wie ist es der Diamantenindustrie dieses vergleichsweise kleinen Landes gelungen, sich als einer der weltgrößten



Charme und Chuzpe: Leibish Polnauer scherzt mit dem Model und plaudert mit Shoshana Kuemmerling an der offiziellen Börsenwaage.

Handelsplätze zu etablieren und zu behaupten? „Mit Kreativität und dem Anspruch, stets Pionier sein zu müssen“, sagt Sharon Gefen vom Israel Diamond Institute, das sich im Auftrag von Industrie und Regierung um die Fortentwicklung und das Marketing der Branche kümmert. „In Israel wurden immer wieder Techniken entwickelt, die heute zum weltweiten Standard gehören, zum Beispiel das Schneiden von Diamanten mit Lasern. Heute werden Apparate und Computerprogramme aus Israel in der ganzen Welt eingesetzt, um innerhalb von Sekunden einen Rohdiamanten zu analysieren und zu empfehlen, wie er optimal ohne große Verluste geschliffen werden kann. Nicht zuletzt wurden hier in Israel über die Jahre hinweg klassische Schlitze immer mehr verfeinert.“

Mehr als 20.000 Familien verdienen ihren Lebensunterhalt in der Diamantenindustrie, die geprägt ist von kleinen und mittelgroßen Familienunternehmen, Töchter und Söhne steigen oftmals früher oder später mit ein. Auch Leibish Polnauer setzt auf den eigenen Nachwuchs: Mit seiner Tochter Chavi (39) und

den vier Söhnen Yossi (38), Shmulik (36), Itzik (33) und Yoni (29) hat er alle Kinder an den Schaltstellen seiner Firma platziert, ob als Geschäftsführer, Chefeinkäufer, Finanzgeschäftsführer, Repräsentant in New York oder als Leiterin der Schmuckabteilung.

Auch für die Rekrutierung der dritten Generation keimt beim Senior schon Hoffnung: Als sein achtjähriger Enkel Eitan vor wenigen Wochen in den Ferien ein wenig im Betrieb mit-helfen wollte, um sein erstes Geld zu verdienen, da sollte er dem Fotografen assistieren – woraufhin er seinem Großvater prompt verkündete: „Na gut, aber irgendwann ersetze ich dich!“

Großvater Polnauer erzählt es mit Stolz: „Genau die richtige Einstellung!“ Auch bei ihm selbst war es diese gewisse Uner-schrockenheit, die ihn zu dem gemacht hat, was er heute ist, der „Präsident“ seines eigenen Unternehmens mit 40 Angestellten, einem Umsatz von ungefähr 40 Millionen Dollar und Büros an jenen Orten der Welt, wo die Nachfrage nach Diamanten am größten ist: in Hongkong und im New York Diamond District an der 47. Straße zwischen fünfter und sechster Avenue. ▶



Qualitätsarbeit: Enkel Eitan, Onkel Shmulik und Großvater Leibish. Der Computer zeigt, wie sich ein Diamant mit Laser teilen ließe.

Eingestiegen ins Diamantengeschäft war Polnauer Ende der 70er-Jahre, weil Mister Pollington, der Chefeinkäufer von Garrard, des damaligen Hofjuweliers der britischen Königin, in die Bredouille geraten war. Aber der Reihe nach.

Ursprünglich hatte Leibish Polnauer seine Zukunft ja beim Film gesehen, deshalb auch ein Studium aufgenommen an der Hochschule für Fernsehen und Film in München und anschließend beim Bayerischen Rundfunk gearbeitet.

Doch sein Wunsch, als Jude ein Leben zu führen, das auch religiös geprägt sein sollte, führte ihn nach Israel. Was das Fernsehen dort allerdings produzierte, missfiel ihm, und die Chemie mit den Kollegen stimmte auch nicht. „Was machte man damals also in Israel? Man suchte sich eine Arbeit in der Diamantenindustrie.“

Indes, die Diamantenschleiferei, bei der er eine Anstellung fand, musste schon zwei Jahre später schließen. Ratlos, was er mit seinem Leben anfangen sollte, reiste Leibish Polnauer mit seiner Frau Rosi, einer gebürtigen Engländerin, 1979 nach

London, in ihre Heimat, und stieß eines Tages, als er in der *Underground* saß, auf eine Anzeige im „Guardian“, wo ein Juwelier namens Garrard inseriert hatte.

Er suchte händeringend nach etwas ganz Speziellem: nach seltenen farbigen Diamanten, braun, geschliffen in Birnenform, sechs Karat. „Ich rief ihn einfach an und behauptete, ich könne ihm genau das liefern“, erzählt Leibish Polnauer mit feinem Lächeln. Und man nennt das wohl Chuzpe.

Wenig später stand er im Büro von Mister Pollington: Für drei Tiaras, die ein reicher Araber für die Hochzeit einer seiner Töchter bestellt hatte, benötigte Mister Pollington gleich 80 Diamanten, alle in Birnenform geschliffen, alle in der gleichen braunen Farbe, jedoch in verschiedenen Größen. Und das alles innerhalb von zwei Wochen. „Ich hatte überhaupt keine Ahnung, woher ich all diese Diamanten beschaffen sollte“, erinnert sich Leibish Polnauer, „und sagte natürlich: kein Problem.“

Er hatte Glück oder, wie er sagt, „anscheinend Gottes Beistand“. In New York und in Ramat Gan trieb er sämtliche



Werkstatt: Trotz Billigkonkurrenz werden größere Diamanten immer noch in Israel geschliffen.

Die Diamantebörse gründete just ein Innovationszentrum.

Diamanten auf. Den Scheck von Garrard nahm er als Wink, dass er seine Zukunft gefunden hatte – und seine Marktnische: nicht weiße, sondern farbige Diamanten. Und er blieb seinem Vorgehen treu: nie zögern, sondern wagen und vorausgehen.

Schon 1995, als die meisten Branchenkollegen noch nie etwas vom Internet gehört hatten, ließ er seine erste *Website* programmieren: www.fancydiamonds.net. Er wollte niemanden mehr zwischen sich und dem Kunden haben, keine Zwischenhändler, und er wollte auch nicht mehr nur Diamanten verkaufen, sondern eigenen Schmuck.

Mit Leibish & Co. hat sich der 1,65 Meter große Mann nun zum Ziel gesetzt, eine Weltmarke aufzubauen: *E-Commerce, worldwide*, das ganze Programm. Gut 200.000 Besucher zählt seine Internetseite schon pro Monat.

Auch die Diamantebörse selbst will den Anschluss an die Zukunft nicht verlieren und gründete in diesem Sommer deshalb ein sogenanntes Innovationszentrum: Gründer sollen gefördert werden, die neue Verwendungs- und Einsatzmöglichkeiten für Diamanten erschließen – sei es in der Industrie, in der Roboter-, Medizin- oder Weltraumtechnik oder in der Finanzbranche. Auch neue Marketingformen für junge Käufer sollen her.

Die erste Förderung ist gerade bewilligt, für das *Start-up* Carats IO. Die Geschäftsidee: eine eigene virtuelle Währung für den Diamantenhandel, basierend auf den Diamanten, die an der Israel Diamond Exchange gehandelt werden. Man will damit vor allem Investoren gewinnen, die in Diamanten eine Geldanlage in unsicheren Zeiten sehen. ■

IDEEN UND INNOVATIONEN



Bald an der Börse:

Kevin Costa auf dem Dach des Mount Sinai Hospital.

Im Glas, da schlägt ein Herz!

In ihren Hongkonger Laboratorien züchtet die noch junge Firma Novoheart kleine, pulsierende Miniaturherzen aus menschlichen Stammzellen. Die Erfindung kann die Herztherapie revolutionieren. BILANZ traf den Chefwissenschaftler des Unternehmens in New York.

Eine Novellette von **Jürgen Schönstein**, bebildert von **Claudia Paul**

Als Forscher fühlt sich der 51-jährige Biomechaniker Kevin Costa in seinem abstellkammerkleinen Büro vollkommen zu Hause. Es befindet sich im New Yorker Mount Sinai Hospital, einem der ältesten, größten und angesehensten Krankenhäuser der USA, an der Upper East Side, 100. Straße und fünfte Avenue, gleich am Central Park und an der Grenze zu East Harlem.

Doch Costas Herz, es schlägt in Hongkong. Seine Herzen, um genau zu sein, und zwar im wörtlichen wie im physischen Sinn: Die Firma Novoheart, die Costa gemeinsam mit seinen Kollegen Ronald Li (46) und Michelle Khine (40) im Januar 2014 gegründet hat, züchtet in ihren Hongkonger Labors aus menschlichen Stammzellen kleine, pulsierende Miniherzen in Reagenzglasern.

Li ist der Boss der Firma, die er dank großzügiger staatlicher Beihilfen von seiner Heimatstadt Hongkong aus führt; Kevin Costa ist das Hirn des Unternehmens, er leitet die Produktentwicklung von seiner New Yorker Basis aus. Michelle Khine wiederum, die als Experte für Zellflüssigkeiten zwar Wesentliches zum Gründerwissen beigetragen hat, aber keine aktive Rolle in der Firma spielen wollte, lebt und arbeitet in Kalifornien und begnügt sich mit einem Posten im wissenschaftlichen Beirat.

Die Idee vom Herzen im Reagenzglas klingt zwar, als ob sie aus einem drittklassigen japanischen Horrorfilm der 60er-Jah-

re geklaut wäre. Und als er zum ersten Mal so einen selbst gezüchteten Gewebeklumpen von ganz allein pulsieren sah, sei er schon ziemlich aufgeschreckt durch die Gänge seines Labors gerannt, sagt Costa. Doch abgesehen davon, dass sie scheinbar gespenstisch ohne fremde Hilfe schlagen, haben die Novoheart-Miniherzen (die den Markennamen „My Heart TM“ tragen) so gar nichts Monströses. Im Gegenteil: Sie können die Entwicklung von Medikamenten und Herz-Kreislauf-Therapien ganz fundamental und positiv verändern.

Und wie immer geht es dabei nicht nur um die Gesundheit, sondern auch ums Geld: Etwa 70 Milliarden Euro geben Pharmakonzerne im Jahr für das Testen ihrer rund 9.000 neu zu entwickelnden Medikamente aus; neun von zehn dieser mit Milliardenaufwand entwickelten Produkte scheitern dann im klinischen Test.

Und was genau hat das nun mit diesen Miniherzen zu tun, die in ihrer kirschsaftröten Nährflüssigkeit aussehen wie walnussgroße Quallen und außer rhythmischen Zuckungen nicht viel zu bieten haben? Das seien, versichert Costa, zumindest für pharmakologische Zwecke voll funktionsfähige Herzen, und was diese medikamentös nicht vertragen, verträgt auch der Mensch nicht.

Medikamente werden bislang vor allem im Tierversuch getestet; der Haken ist nur, dass nicht alles, was bei Ratten oder Schweinen gut anschlägt, auch für den Einsatz im menschlichen Körper unbedenklich ist. ▶



Herzforscher Costa: „Dank My Heart können wir auf viele Tierversuche verzichten.“

Einer der spektakulärsten Fehlschläge, an die sich Costa erinnern kann, ist das Rheumamittel Rofecoxib, das vom amerikanischen Pharmakonzern Merck unter dem Markennamen „Vioxx“ auch in Deutschland vertrieben wurde. Es musste 2004 vom Markt genommen werden, weil es das Risiko eines Herzinfarkts oder eines Schlaganfalls bei den Patienten mal eben verdoppelte. Und das wiederum führte beinahe zum Konzerninfarkt. Neben Tausenden von Schadenersatzklagen musste Merck einen massiven Umsatzverlust einstecken: Rund 2,5 Milliarden Dollar hatte die Firma mit Vioxx jährlich umgesetzt, in etwa ein Zehntel ihrer Gesamteinnahmen.

Schon seit den 90er-Jahren forscht Costa am Herzen. Und der Wunsch, sich dabei nicht nur mit Hühner- oder Rattenherzen im Labor oder menschlichen Herzen im Computertomografen bescheiden zu müssen, hatte ihn 2009 inspiriert, von der New Yorker Columbia-Universität zu Mount Sinai zu wechseln. Denn hier wurde schon lange mit Stammzellen geforscht.

Diese Zellen haben im Prinzip die Eigenschaft, dass sie sich in jede Art von Gewebe und Struktur auswachsen können, also auch in menschliche Herzen – doch sie werden zumeist aus abgetriebenen Föten gewonnen, was sie für viele Menschen ethisch bedenklich macht.

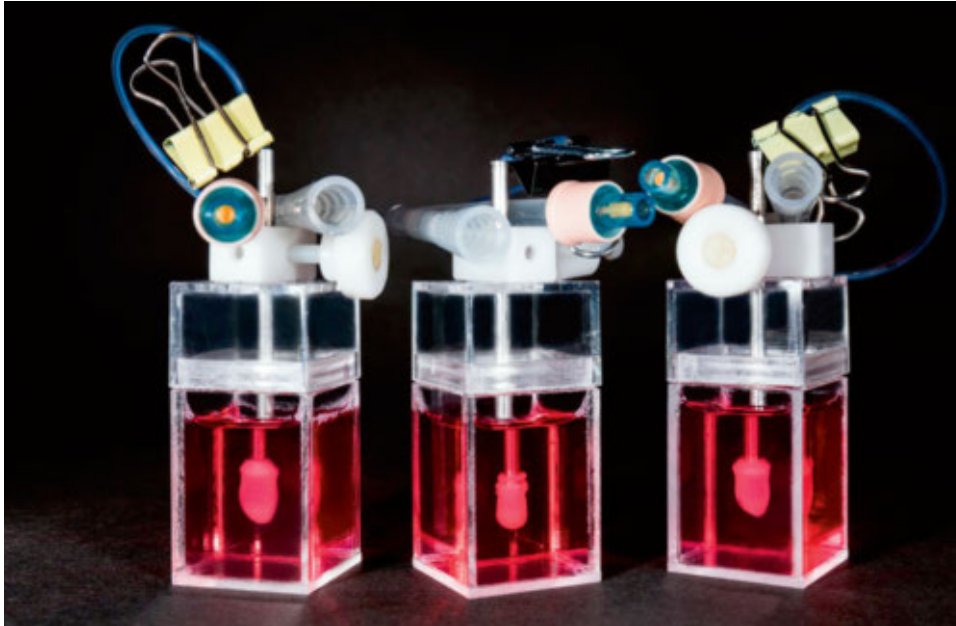
Die Lösung für dieses Dilemma kam aus Japan: Der Arzt und Forscher Shinya Yamanaka hatte dort vor gut zehn Jahren eine

Methode entwickelt, mit der es gelang, einfache Körperzellen in sogenannte „pluripotente Stammzellen“ umzuprogrammieren – was nichts anderes heißt, dass beispielsweise aus einer Fett- oder Bindegewebszelle jede andere menschliche Gewebeform heranwachsen kann. Auch Herzgewebe.

Diese Stammzellenart hat den Vorteil, dass sie sich – im Gegensatz zu embryonalen Zellen – ganz spezifisch sogar für individuelle Patienten züchten lassen. Oder, wie Ronald Li jedem versichert, der ihn danach fragt: „Geben Sie mir 2,5 Milliliter von Ihrem Blut, und in zwei oder drei Monaten haben Sie ein ganzes Regal voller Miniherzen, die genetisch und physiologisch absolut identisch mit Ihrem Körper sind.“

Aber warum dann bei Miniherzen aufhören? Warum nicht gleich ganze Herzen daraus wachsen lassen, um damit alle Probleme mit Herztransplantationen für immer zu lösen – von der Knappheit der Spenderherzen bis hin zum Problem, dass das Immunsystem des Patienten das fremde Gewebe abstößt und darum mit Medikamenten ausgeschaltet werden muss?

Gewiss, dies sei grundsätzlich möglich, räumt Costa ein, aber ein ausgewachsenes Herz sei weitaus komplizierter als die Miniherzbeutelchen aus dem Labor. „Doch wir können dabei helfen, dass viele Herzprobleme und damit auch eventuell die Notwendigkeit von Transplantationen gar nicht erst entstehen.“



Drillinge, die Leben retten: Drei Herzen schlagen, ach, in meinen Gläsern.

Keines fernen Tages wird man sein eigenes Herz nachzüchten.

Zum einen, indem durch gezieltere Pharmatests eventuelle schädliche Nebenwirkungen verhindert werden können. Dies sei, versichert Gabriel Wang, Vizepräsident für Produktentwicklung, schon heute kommerziell umsetzbar. Novoheart würde diese Tests in seinen Labors im Auftrag der Kunden durchführen; erste Praxistests seien bereits „zu über 90 Prozent“ erfolgreich gewesen.

Eine zweite Anwendung der Novoheart-Forschung ist die gezielte Entwicklung individueller Therapieformen: Weil jedes Miniherz spezifisch für einen Patienten gezüchtet werden kann und biologisch identisch mit dessen Körpergewebe ist, lassen sich Kombinationen von Medikamenten zuverlässig *in vitro* testen, ohne den Patienten einem ansonsten unvermeidlichen Risiko auszusetzen. Theoretisch ließe sich das, wie Costa versichert, auch für andere Organe erreichen – aber vorerst konzentrierte man sich aufs Herz.

Ein drittes Einsatzgebiet, das allerdings noch in fernerer Zukunft liegt, wäre die Produktion von „*heart patches*“, also Reparatur-Flickstücken, wenn man so will, die defektes Herzgewebe ersetzen könnten. Denn im Gegensatz zu vielen anderen Organen kann sich ein beschädigtes Herzgewebe nicht regenerieren. Aber so weit ist die kaum vier Jahre junge Firma noch lange nicht.

Forschung ist teuer, das Geld kommt bisher von einigen wenigen Investoren aus der Pharmaindustrie. Vier Millionen Dollar hat Novoheart seit seinem Start aufreiben können; eine Registrierung an der auf Risiko-Aktien spezialisierten TSX-Venture-Börse in Toronto soll in ein paar Monaten noch mal sechs Millionen Dollar einbringen. Und weil die kanadische Börse über einen *Zweit-Listing Deal* mit der Deutschen Börse verfügt, könnte Novoheart damit auch in Frankfurt notiert werden.

Ob die Idee, menschliche Herzen als Wegwerfartikel zu züchten, nicht manchem potenziellen Geldgeber unheimlich erscheinen könnte, wollen wir von Costa wissen. Ja, gibt er zu, er wisse aus Umfragen, dass viele Menschen sehr emotional reagieren, wenn es ums Herz als Forschungsobjekt oder gar als Produkt geht. Sein Argument, das die Gemüter beruhigen soll: „Dank ‚My Heart‘ können wir auf viele Tierversuche verzichten.“ ■

Wie geht's



EINST GRÜNDER VON LOKALISTEN

Andreas Hauenstein

Nach elf Jahren endete die Geschichte des ersten deutschen Freunde-Netzwerks: Am 30. September 2016 schaltete der Medienkonzern Pro Sieben Sat 1 die Seite der Lokalisten ab – *passé* die Zeiten, in denen mehr als zwei Millionen Menschen sich auf der Plattform mit ihren Freunden austauschten und die wenigsten von Facebook auch nur gehört hatten.

Ach ja, das abschließende Ende: für Andreas Hauenstein (43) kein Grund, sich der Trübsal hinzugeben. Er hatte das Netzwerk in München mit vier Mitstreitern gegründet (Foto: Hauenstein, l., 2007 beim *Kickern* mit drei Mitgründern) und es „ohne Schmerz an Pro Sieben abgegeben“.

Den Schmerz gelindert haben dürfte, dass Pro Sieben Sat 1 für die Mehrheit an Lokalisten 2008 geschätzte 25 Millionen Euro überwiesen hatte. Andreas Hauenstein verlegte sich dennoch nicht darauf, fortan ausschließlich Geld in andere Jungfirmen zu stecken – wie es unter Gründern, die ihr Unternehmen rasch und mit Gewinn verkaufen, durchaus angesagt ist. Trotzdem stand auch er vor der Frage, „was man mit

den *Exit*-Erlösen macht“. Bankberater stellten ihn nicht zufrieden: „Da gibt es keine Transparenz; es hat allein zwei, drei Jahre gebraucht, um zu erkennen, wer woran verdient.“

Sein neues Unternehmen hat sich der Ingenieur deshalb quasi auf den Leib zugeschnitten: 2016 gründete er mit seinem alten Lokalisten-Kollegen Jürgen Gerleit (49) in München die Firma WMD Capital. Seit April steht ihre Plattform im Netz – das Portal bietet Anlegern, die mindestens 100.000 Euro investieren können, Zugang zu gut zwei Dutzend Vermögensverwaltern und Privatbanken, wie Allianz Global Investors und Fidelity, die Bankhäuser Lampe und Julius Bär sowie einige Vermögensverwalter.

WMD wolle auch „nicht ganz so reichen Kunden“ einen kostengünstigen Zugang zu den ersten Adressen im Finanzmarkt verschaffen. Das System ist narrensicher: „Man muss nur seine Risiko-Neigung einschätzen können und braucht sonst kein Finanzwissen.“

SC Mehr über WMD Capital lesen Sie im Internet unter www.bilanz.de.



Andreas Hauenstein

- ▶ Geboren am 1. Juli 1974 in Bayreuth
- ▶ 1994–2001 Ingenieurstudium und Promotion in München
- ▶ 2005 Gründung von Lokalisten.de
- ▶ 2008 Verkauf an Pro Sieben Sat 1
- ▶ 2010 Gründung von Finderia.de
- ▶ 2012 Leiter Telenet (später Bright One)
- ▶ 2016 Gründung von WMD Capital

eigentlich...?



EINST GRÜNDER VON STUDI VZ Ehssan Dariani

70 Prozent seiner Zeit, sagt Ehssan Dariani (37), widme er „politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen“. Denn er betrachte sich nicht nur als Geschäftsmann: „Business füllt mich nicht aus, ist nicht meine Kernmarke, ich bin Aktivist, spreche mit Politikern, *Influencern* – auch mit denen, die ich politisch nicht mag.“

Er mache sich so seine Gedanken – und dann legt er ungefragt los: Die Drogenverbote seien „komplett gescheitert“, Steuerflüchtlinge hält er für „kriminell“, und über sein Heimatland, den Iran, kursierten zu viele fingierte Nachrichten („Fake News“). Er bezeichnet sich selbst als „meinungsstark und unbequem“ – im Gegensatz zu den meisten Gründern und Investoren: „Die machen ihr *Selfie* mit Merkel, und das war’s.“

Aber die Welt braucht sich um den zornigen Ehssan Dariani nicht zu sorgen: „Mir geht’s gerade ganz gut. Ich habe das Privileg, nicht für meine Miete arbeiten zu müssen.“ Das hängt zuvörderst mit seiner Erfindung des sog. sozialen Netzwerks Studi VZ im Jahr 2005 zusammen bzw. mit dessen Verkauf an den Medienkonzern Holtzbrinck

(u. a. „Tagesspiegel“, „Handelsblatt“, S. Fischer) für angeblich 85 Millionen Euro zum Jahreswechsel 2006/2007.

Studi VZ, inzwischen pleite, war damals das erfolgreichste Angebot seiner Art in Deutschland. Doch Dariani nennt den Verkauf einen „sehr unsauberen Deal“, auf Holtzbrinck ist er nicht gut zu sprechen: „Die älteren, erfahrenen Geschäftsherren haben die 25-jährigen Jungs ganz schön ausgenommen.“ Wenige Wochen nach dem Verkauf wurde Dariani aus der Führungsebene in einen Beirat abgeschoben, dann für zwei Jahre „in den Urlaub geschickt“. Er reiste: in den Nahen Osten, nach Tel Aviv, zog nach New York.

Nun lebt er wieder in Berlin-Mitte und steckt sein Geld in Wohnungen und Unternehmen: mal mit Erfolg (Mister Spex), mal ohne (Cookies – insolvent). Für sein Seelenheil praktiziert er Krav Maga, eine israelische Selbstverteidigungsdisziplin, und meditiert – „aber ohne den Hokusfokus“. Und wenn es seine Zeit zulässt, taucht er, oder er schippert übers Mittelmeer oder jagt Rotwild in den Wäldern Brandenburgs. **SK**



Ehssan Dariani

- ▶ Geboren am 15. Juli 1980 in Teheran
- ▶ 1986 Flucht nach Berlin
- ▶ 1999 Abitur in Kassel
- ▶ 2000–2004 VWL-Studium in St. Gallen
- ▶ 2005 Gründung von Studi VZ (Foto: Dariani, I., und Mitgründer)
- ▶ 2006/07 Verkauf von Studi VZ



Mein erster Porsche

Viel Leistung in kühler Gestalt: Das „Book One“ ist der Sportwagen unter den Windows-Mobilrechnern.

Die Faszination eines Porsches hat sich mir nie erschlossen: Der „911er“ und seine Abkömmlinge gefallen mir zwar optisch, aber innen finde ich sie eng, laut und unbequem.

Gewiss, Limousinen und Geländewagen (für die Stadt) scheinen mir zwar komfortabler und zivilisierter zu sein, aber ich kann mit ihrer Formensprache wenig anfangen. Fasziniert haben mich indes schon immer die Produkte von Porsche Design, einer 100-prozentigen, aber unabhängig agierenden Tochterfirma des Sportwagenherstellers: Die klare, reduzierte Formensprache, die puristische Farbgebung und die edlen Materialien sind mehr meine Sache.

Bei Technikprodukten, von Digitalkameras bis „Blackberies“, hatte Porsche Design bislang aber wenig Glück – was hauptsächlich daran lag, dass das Innenleben solcher Geräte in der Regel veraltet, bevor das Äußere es schafft, zu einem Designklassiker zu werden. Nun versucht sich die Firma erstmals an einem tragbaren, leichten Rechner, einem *Notebook*.

Allein schon die Verpackung des „Book One“ ist so elegant-minimalistisch, dass Apple-Chefgestalter Jonathan Ive vor Neid ergrünen würde. Ähnliches gilt für das Produkt selbst: Das Gehäuse ist aus einem Stück Aluminium gefräst, die Oberfläche eloxiert, die Verarbeitung perfekt.

Drinnen steckt das Beste vom Besten: Ein halbes Terabyte SSD, viel Arbeitsspeicher, und ein „i7“-Chip der neuesten Generation beschleunigt Windows 10 auf Höchstgeschwindigkeit. Hinzu kommen zahlreiche Schnittstellen und ein Speicherkarten-Leser. Nur ein SIM-Karten-Schlitz und eine dezidierte Grafikkarte fehlen. Außer für Computerspiele hat das „Book One“ damit für alle Anwendungen mehr als genug Schnellkraft.

Auch der 13,3-Zoll-Bildschirm ist hervorragend: hell, kontrastreich, mit leuchtenden Farben und einer Auflösung von

3.200 mal 1.800 Pixeln, die etwa das „Macbook Pro“ alt aussehen lässt. Bestens geeignet also, um auf einem langen Flug Filme zu sehen. Zumal der Akku bis zu 14 Stunden hält.

Besonders *clever*: Das *Display* lässt sich um 360 Grad umklappen für Präsentationen im kleinen Kreis. Vor allem aber kann man es abnehmen und als *Tablet* benutzen. Auch ein sogenannter Digistift liegt bei; er klebt magnetisch am rechten Gehäuserand.

Die Lautsprecher sind etwas Bass-schwach, und das Netzteil ist mir zu klobig. Dafür lädt es den Rechner in zwei Stunden auf. Auch als Statussymbol taugt das „Book One“, denn der Preis ist in den oberen Apple-Sphären. Aber, hey, einen Porsche zu besitzen, war noch nie günstig!

Fazit: Porsche Design Book One

Technik vom Feinsten, elegante Optik und hervorragend verarbeitet. Der Preis ist entsprechend.

Info: www.porsche-design-computing.com

Preis: 2.795 Euro

Bewertung: ● ● ● ● ○

- Techno-Schrott
- Verzichtbar
- Ganz nett
- Richtig gut
- Wegweisend

Marc Kowalsky der 46-jährige Münchner ist Mitglied der Chefredaktion unseres Zürcher Schwesterblatts und ängstigt die Industrie mit seinem rechtschaffenen und wackeren Verhalten.



Hand in Hand ist ...

... gemeinsamen Plänen den
perfekten Rahmen zu geben.



Hand in Hand ist ...

HanseMerkur



Ihr Businessplan steht. Für die Zukunft Ihres Unternehmens haben Sie an alles gedacht – aber wie sieht es mit Ihnen persönlich aus? Wenn es um Ihre Kranken-, Unfall- und Berufsunfähigkeitsversicherung oder Ihre Altersvorsorge geht, können Sie sich als Gründer auf die HanseMerkur verlassen. Setzen Sie auf die Stärke der Gemeinschaft eines Versicherungsvereins auf Gegenseitigkeit und stellen Sie mit uns Ihr individuelles Versicherungspaket mit Tarifen nach Maß zusammen!

Wie können wir Ihre Pläne unterstützen?

Aus dem Labor ins Krankenhaus

Diamon Tech hat eine revolutionäre Messmethode für Blutzucker entwickelt: ohne Stich in den Finger, ohne Infektionsrisiko. Jetzt ist das erste Gerät fertig, und das Jungunternehmen muss beweisen, dass es besser funktioniert als alle Modelle der Konkurrenz.

Text: **Virginia Kirst** Fotos: **Bert Bostelmann**

Der Campus Riedberg der Goethe-Universität liegt am Rand von Frankfurt im gleichnamigen Stadtteil, rund acht Kilometer nordöstlich des Hauptgeländes. Die Straßen verlaufen hier starr geradeaus, links und rechts sind sie von Neubauten gesäumt, zwischen denen an diesem Nachmittag ein dichter Nieselregen hängt wie an Perlenschnüren.

Das Gebäude, in dem sich der Fachbereich Physik befindet, ist ein Würfel aus dunklem Backstein, der auf den Kopf gestellt genauso aussähe – modern, funktional, langweilig. Kein Ort, von dem man sofort erwarten würde, dass hier Weltklasse-Forscher arbeiten, die neben vielem anderen auch eine gleichsam revolutionäre Technik zur Blutzuckermessung entwickelt haben, die es Diabetikern erlaubt, ihren Blutzuckerspiegel nicht-invasiv zu messen, also ohne Blutprobe und den schmerzhaften Stich in den Finger.

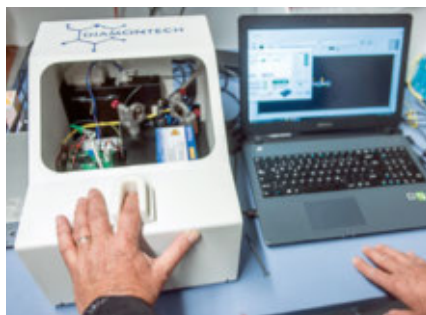
Internationale Pharmakonzerne und Technikgiganten haben sich bislang vergeblich an dem versucht, was den Hessen nun gelungen ist und wofür sie und ihre Firma Diamon Tech („Diabetes Monitoring Technology“) Ende Juni von der BILANZ beim „Start me up!“-Gründerwettbewerb mit Deutschlands höchstdotiertem Hauptpreis ausgezeichnet worden sind.

Wissenschaftlicher Leiter von Diamon Tech ist der Biophysiker Werner Mäntele (64). Sein Büro in dem Backsteinwürfel hat die Raumnummer „...411“, innen stapeln sich bunte Pappordner, an der Wand hängen antiquierte Messgeräte aus Holz und Messing. Die Raummitte nimmt eine schwarze Sofagarnitur aus Leder ein: zwei Doppelsitzer und ein Sessel, die man eher in der Wohngemeinschaft von Physikstudenten als im Büro ihres Professors erwarten würde.

Werner Mäntele ist 1,85 Meter groß und die Ruhe in Person, er ist einer vom Schlage jener, die eine schwierige Sache auch gern zwei- oder dreimal erklären, ohne die Geduld zu verlieren. Seine Haare und sein Bart sind so weiß, dass sie ihm im Kontrast zu seinem dunkelbraunen Teint fast eine Aura verleihen. Heute ist ein großer Tag für ihn, der Mann ist bester Laune: Endlich ist der „Demonstrator“, der Prototyp seines Messgeräts, fertig. Endlich.

Zwei Mitarbeiter, sagt er, seien zur Stunde in Dessau „bei unserer Fertigungsfirma und setzen die letzten Teile zusammen“. Das Modell mit der Seriennummer eins trägt die Ergebnisse von 20 Jahren Forschungsarbeit in sich: Die sogenannte „Glucobox“ soll beweisen, dass die Blutzuckermessung per Infrarotlaser auch in größer angelegten Studien funktioniert.

Bisher sieht es gut aus für die Firma Diamon Tech, die im April 2015 als Ausgründung der Frankfurter Universität ins Handelsregister eingetragen wurde und die



Endlich fertig: Mit der „Glucobox“ will Diamon Tech Tests durchführen.



Zwei Jahrzehnte Forschung: der Biophysiker Werner Mäntele in seinem Frankfurter Büro.

kommerzielle Weiterentwicklung der Lasermessung betreibt. Andreas von Bechtolsheim (61), Vorsitzender der „Start me up!“-Jury und Investoren-Legende aus dem Silicon Valley, attestiert dem Unternehmen großes Potenzial: „Hat es Erfolg, würde das Gerät von Diamon Tech ein weltweites Problem lösen.“

Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO leiden weltweit 422 Millionen Menschen an der Zuckerkrankheit. Allein in Deutschland zahlen die Krankenkassen jährlich um die eineinhalb Milliarden Euro für die Selbstmessungen der etwa sieben Millionen Diabetiker.

„Andere Arbeitsgruppen sind gescheitert, weil sie sich bei der nicht-invasiven Messung des Glukosewerts zu lange mit indirekten Effekten der Glucose auf den Körper beschäftigt haben“, sagt der Professor und lässt sich in den Sessel fallen. Diamon Tech hingegen messe den Blutzuckerspiegel direkt über die Hautflüssigkeit, von der jeder Mensch zwölf Liter in sich trägt. „Das ist zwar aufwendig und teuer, aber dafür sehr zuverlässig.“

So sieht es auch Mitgründer Thorsten Lubinski. Der 43-jährige Betriebswirt hat einige Jahre im Silicon Valley gelebt und kennt sich mit Jungunternehmen aus der Gesundheitsbranche aus. Jetzt kümmert er sich bei Diamon Tech um die Finanzen und

ums Marketing. Er ist der Mann, der das Geld aufreiben muss für die kostspielige Forschung und dafür die Werbetrommel rührt.

Gern erzählt er, dass der Diamon-Tech-Laser eines Tages in Sportarmbänder eingebaut werden könne und dass er durchaus darauf hoffe, dass Diamon Tech dereinst von Apple übernommen werde, für deren „Watch“ ihr Frankfurter Laser doch die ideale Ergänzung sei.

Indes, so weit wie Thorsten Lubinskis Fantasie reicht, ist man noch nicht: Die Messung nach der Diamon-Tech-Methode wurde erst an 20 Versuchspersonen erprobt, und die „Gluco-box“ selbst hat noch die Ausmaße eines Schuhkartons.

Werner Mäntele und sein vierköpfiges Team arbeiten fieberhaft an der Miniaturisierung ihrer Apparatur, sie sind aber freilich abhängig von den Fortschritten, die die Lasertechnik macht – und manchmal können sie halt nur hoffen, dass es schnell(er) geht: „Ich sehe zwar keine unlösbaren Probleme, aber ich sehe Baustellen, die wir nach und nach angehen müssen.“

Die zurzeit größte „Baustelle“ dreht sich zumal um die Frage: Wie präzise ist die Messmethode? Um zu belegen, dass sein Gerät bei verschiedenen Hauttypen zuverlässig arbeitet und auch Unterzuckerungswerte fehlerlos anzeigt, plant der Wissenschaftler in den kommenden zwölf Monaten drei Tests. ▶

– Den Anfang macht eine Versuchsreihe mit Labormäusen, bei der ein für Menschen lebensgefährlich niedriger Glukosewert von unter 50 mg/dl gemessen werden soll.

– Der zweite Test dauert gleich mehrere Monate und wird von einem Wissenschaftler, der sich mit der Erforschung der Zuckerkrankheit beschäftigt, und einer Ärztin begleitet: 100 Freiwillige (unter ihnen 50 Diabetiker) sollen dabei in größeren Zeitabständen wiederholt getestet werden, um zu überprüfen, ob der Laser auch mit Veränderungen der Haut eines Probanden zurechtkommt.

– Bei der dritten Studie schließlich arbeitet Diamon Tech mit der Frankfurter Uniklinik zusammen, wo Patienten mit instabilen Blutzuckerwerten mehrere Tage lang den Diamon-Tech-

Laser auf die Probe stellen. Mit diesem Test soll sichergestellt werden, dass Mänteles Messmethode auch schnelle Veränderungen des Glucosespiegels ohne Zeitverzögerung wiedergibt.

„Wir geben uns noch ein Jahr Zeit, bis alles fertig sein muss“, sagt er. Er hoffe, dass sich in diesen zwölf Monaten der Preis und die Größe des Lasers weiter verringern. Seine Hoffnung ist nicht unbegründet, denn den Quanten-Kaskaden-Laser, der in Diamon Techs „Glucobox“ verbaut ist, gibt es erst seit etwa vier Jahren. An seiner Weiterentwicklung arbeiten Wissenschaftler in den USA und am Fraunhofer-Institut für Angewandte Festkörperphysik.

Es ist ein lohnendes Geschäft, sollte sich die „Glucobox“ in den Tests beweisen: Millionen Diabetiker würden für den Laser Schlange stehen. ■

Die Widersacher von Diamon Tech

Die Frankfurter Forscher sind nicht die Einzigen, die an einer nicht-invasiven Methode zur Blutzuckermessung arbeiten. Doch eine funktionierende, nadelfreie Methode gibt es bisher noch nicht.

| | NAME UND HERSTELLER | FUNKTIONSWEISE | ERFOLG |
|---|--|--|--------|
|  | Freestyle Libre von Abbott | Bei dieser minimalinvasiven Methode kleben sich Diabetiker ein Pflaster mit integrierter Nadel auf den Oberarm, das die Glukosekonzentration im Blut fortwährend prüft. Ein Messgerät liest die aufgezeichneten Werte bei Bedarf ab. | ✓ |
|  | Glucobeam von RSP Systems | Die nicht-invasive Messmethode wird von der dänischen Firma RSP Systems entwickelt. Sie beruht auf der Raman-Spektroskopie, bei der Laserstrahlen die Konzentration von Flüssigkeiten unter der Haut ermitteln. Problem: Sie reagiert empfindlich auf starke Pigmentierungen. | ? |
|  | Glucowise von Mediwise | Diese nicht-invasive Methode versucht, den Glukosespiegel über das Messen verschiedener Parameter, etwa mithilfe von hochfrequenten Radiowellen, festzustellen, die aufgrund eines Spezialverfahrens tiefer in die Haut eindringen können. | ? |
|  | Geheimes Projekt von Apple | Verschiedenen Quellen zufolge arbeitet eine geheime Abteilung bei Apple seit etwa fünf Jahren an der Entwicklung einer nicht-invasiven , optischen Methode zur Blutzuckerbestimmung. Sie soll später in die „Apple Watch“ integriert werden. | ? |
|  | Kontaktlinse von Google und Novartis | Beide Konzerne arbeiten gemeinsam an einer Kontaktlinse, die den Blutzuckerspiegel mittels der Tränenflüssigkeit misst. Mittlerweile hegen Wissenschaftler aber erhebliche Zweifel, dass zuverlässige Glukosemessungen in dieser Körperflüssigkeit überhaupt möglich sind. | X |

Messmethode funktioniert (✓) / funktioniert nicht (X) / ist noch nicht auf dem Markt (?)

BEWERBEN SIE SICH BEI

START ME UP!

**Deutschlands Gründerwettbewerb mit
dem höchstdotierten Hauptpreis**

Deutschlands wichtigster
Wettbewerb für junge
Unternehmen geht in die
nächste Runde: Gewinnen
Sie bei „Start me up!“
100.000 Euro für Ihre
einmalige Geschäftsidee!

**BEWERBEN SIE
SICH ONLINE**
auf bilanz.de/bewerbung
vom 4. Oktober 2017
bis zum 31. März 2018

UNSERE PARTNER



HanseMerkur 
Versicherungsgruppe

DAIMLER

MASCHMEYER GROUP



ProSiebenSat.1
Media SE

Interhyp-Beratung:

Für eine runde Baufinanzierung.

- Beste Konditionen
- Überall in Ihrer Nähe
- 400 Banken im Vergleich
- Persönlich vor Ort

www.interhyp.de
0800 200 15 15 15

KAPITAL UND ANLAGE

Wie funktioniert die sog. *Blockchain*?

Alle reden darüber, aber die wenigsten wissen Bescheid. Doch es ist wichtig, das System zu verstehen, denn es könnte eines Tages sogar Banken überflüssig machen.

Natürlich redeten auch auf der diesjährigen Digitalkonferenz Republica in Berlin wieder alle über „*Blockchain*“. Das Thema sorgt in der Technik- und Finanzwelt zurzeit für den allergrößten Rummel. Nicht wenige Investoren finanzieren Gründer, die sich Geschäftsmodelle rund um jene „Blockkette“ ausdenken. Das Schlagwort weckt allgemein großes Interesse. Das Problem ist nur: Niemand versteht wirklich, was eine *Blockchain* eigentlich ist.

Es wird viel geredet, aber wenig gesagt, das Thema bleibt abstrakt. Kein Wunder, die Blockkette ist ein typisches Thema für jene Leute, die man *Nerds* nennt: kluge, aber sozial isolierte Computerfans. Man spricht Jargon, spricht von „dezentralisierten Datenbanken“, „*Nods*“, „*Hash*-Algorithmen“, „Transaktionsketten“. Und alle sind einer Meinung: dass die *Blockchain* das ganz, ganz große Ding sei und unser Leben grundlegend verändern werde.

Ich bin zum größeren Teil Finanz- und zum kleineren Teil IT-Fachfrau. Deswegen gehöre auch ich zu jenen Menschen, die trotz all dieser Fachveranstaltungen wie der Republica in Berlin immer noch nicht ganz begriffen haben, was die Blockkette eigentlich ist und, vor allem, was sie kann.

Eine der seltenen Definitionen, die mit verhältnismäßig wenigen Fremdworten auskommt, lautet: „*Blockchains* sind spezielle Datenbanken, die Transaktionsdaten ohne eine zentrale Kontrollinstanz, ohne die Notwendigkeit gegenseitigen Vertrauens und mit vollkommener Transparenz verwalten können.“

Klingt noch ziemlich abstrakt.

Anschaulicher, wenngleich sehr vereinfacht, beschreibt der australische Technikexperte Jamie Skella die Blockkette. Man könne sie sich wie ein Kassenbuch vorstellen: Sobald zwischen einem Absender und einem Empfänger eine Datentransaktion

FOTO: SHUTTERSTOCK



interhyp

BAUFINANZIERUNG

BILANZ OKTOBER / 2017

stattfindet, wird in das Kassenbuch eine neue Position eingetragen. Und Blockkette heißt dieses transparente Kassenbuch deshalb, weil jeweils eine Fülle von Transaktionen blockweise hinzugefügt wird.

Klingt erst einmal unspektakulär und nach klassischer Buchhaltung. Aber: Dieses Kassenbuch liegt nicht im Aktenschrank von Buchhalter Müller, wo es nur ein paar Leuten einsehen können, sondern auf Tausenden Computern in aller Welt befinden sich Kopien dieses Kassenbuchs.

Sobald eine neue Position in eines dieser Kassenbücher eingetragen wird, erscheint sie in allen anderen Kassenbüchern, und die Computer, auf denen die Kassenbücher gespeichert sind, authentifizieren sie. Erst nach dieser Beglaubigung ist die Transaktion gültig. Da jede Zeile für immer und unveränderlich im Kassenbuch stehen bleibt und Hunderte Computer sie authentifizieren müssen, gelten Transaktionen über eine Blockkette – im Vergleich zu heutigen Systemen – praktisch als fälschungssicher.

Zur Veranschaulichung wählt Jamie Skella, einer der ganz wenigen vollberuflichen *Blockchain*-Berater, ein einfaches Bild: John drückt Sue Geld in die Hand, und dabei sehen einige Hundert Leute zu. Sie bestätigen, dass John das Geld wirklich an Sue übergeben hat, und auch, wie hoch der Geldbetrag war. Die Kontrolle über diese Transaktion liegt in der Hand von vielen und nicht wie bisher in der Hand von einem Akteur, etwa einer Bank. Man „sieht“ indes nur die Hände;

wer John und Sue sind, das sieht und erfährt man nicht. Jeder Transaktionsteilnehmer ist anonym – es sei denn, er möchte erkannt werden. Genau genommen drückt nämlich John Sue das Geld nicht direkt in die Hand, sondern legt es in Sues elektronischem Briefkasten, ihrem „*Wallet*“, ab. Die Adresse dieses Briefkastens lässt sich keiner Person zuordnen, und jede kann mehrere Briefkästen unterhalten.

Was bringt uns eine Blockkette? Sie eröffnet – über den Geldverkehr hinaus – vielfältige technische Möglichkeiten, eine Transaktion abzuwickeln. „Sie kann dabei helfen, bestehende Prozesse schneller, kostengünstiger und einfacher abzuwickeln“, sagt der Fintech-Berater Kilian Thalhammer. „Die *Blockchain* ist sowohl eine Revolution auf der technischen Infrastrukturebene als auch eine Evolution auf der Geschäftsebene.“ Das derzeit prominenteste Beispiel für eine Blockkette hat tatsächlich mit Geld zu tun: Von der Internetwährung Bitcoin haben sicher die meisten schon einmal gehört. Die Bitcoin-Blockkette ist die größte und bekannteste öffentliche *Blockchain*. Genau genommen ist ein Bitcoin nichts anderes als eine einzelne Position, die im Bitcoin-Kassenbuch notiert wurde. Und wer die Echtheit von Bitcoin-Posten anderer bezeugt, bekommt zur Belohnung selbst welche – stark vereinfacht ausgedrückt.

Doch Fachleute sehen weitere Anwendungsmöglichkeiten der Blockkette. ▶



Dies liegt vor allem daran, dass aufgrund ihrer technischen Konstruktion die Unveränderbarkeit von Daten sichergestellt ist. Dergestalt können zum einen digitale Besitzrechte zweifelsfrei festgestellt und zum anderen auch Original und Kopie eines Datensatzes zweifelsfrei voneinander unterschieden werden. Vor allem aber lassen sich Transaktionen ohne einen zentralen Mittelsmann abwickeln.

Die *Blockchain* sei gewissermaßen „das Kondom des Internets“, sagt der Berater Axel Apfelbacher: „Sie ermöglicht sichere Transaktionen zwischen einander Unbekannten – ohne Einschaltung einer dritten Partei.“

Für Banken ist die Blockkette sowohl eine Gefahr als auch eine Chance. Schon heute sind Finanzdienstleister – etwa beim Bezahlen über Telefonanwendungen – bisweilen auf die Rolle des Abwicklers reduziert. Wenn künftig auch noch Aktien, Anleihen und Währungen, womöglich sogar komplizierteste Optionen, *Swaps* und *Futures* dezentral den Besitzer wechseln – wozu braucht man dann noch Banken?

Einige prognostizieren, dass auch Internetkonzerne wie Uber oder Airbnb verschwinden, weil sich Ferienwohnungen oder Autofahrten genauso gut oder besser direkt zwischen Anbieter und Kunde vermitteln lassen. Ähnliche Vorhersagen gibt es für die Musik- und Filmindustrie, Stichwort Spotify. Selbst im Energiesektor rüstet man auf: Verschiedene Jungunternehmen arbeiten an Geschäftsmodellen, die die Energieverteilung an den Energieversorgern vorbeiorganisieren wollen.

Speicherplatzanbieter wie Dropbox lassen sich schon heute umgehen durch Dienste wie Storj, indem viele verschiedene Rechner Datensätze kleinteilig speichern. Nur der Besitzer des Dokuments, der sich durch die Blockkette leicht identifizieren lässt, erhält einen virtuellen Schlüssel, mit dem er die einzelnen Teile wieder zusammensetzen kann.

Das sollte Musik in den Ohren von uns Deutschen sein: Kein Internetgigant hat mehr die Macht über unsere Daten, nur noch das Netzwerk, und damit eigentlich niemand.

Auch unsere digitale Identität, bisher ein klarer Schwachpunkt im Internetverkehr, könnte durch die Blockkette endlich zweifelsfrei und rechtssicher festgestellt werden. Dann könnten wir Verträge *online* abschließen und digital wählen gehen.

Wann kommt der große Durchbruch?

Die Anwendungsmöglichkeiten für die Blockkette sind extrem vielfältig. Jedoch stecken die meisten Entwicklungen noch in ihren Anfängen. Viel Theorie und wenig Praxis, viel Versuch und Irrtum. Wir dürfen gespannt sein, was uns am Ende dieses Prozesses erwartet.

Miriam Wohlfahrt ist Geschäftsführerin und Mitgründerin des Berliner Zahlungsdienstleisters Ratepay. Kolumne und Kommentare erschienen zuerst auf www.bilanz.de.

KOMMENTARE

● **Wolfgang J.** ♡ 0

Viele Dinge sind noch völlig im Unklaren: Transaktionen zwischen zwei Beteiligten, die sich in einer *Blackbox* Geld übergeben und darauf vertrauen, dass 500 Blinde diesen Vorgang bestätigen...? Wie viel Vertrauen und wie viel Rechtssicherheit birgt dieses Vorgehen? Und wehe dem, der an die Transaktion noch einen Wurm oder Trojaner anhängt, dann nutzt die ganze Spiegelung des „Kassenbuches“ auf 500 anderen Computern gar nichts. Selbst wenn dieser Angriff auflöge, wer ist für dessen Klärung und Korrektur verantwortlich? Wie kann man auf die virtuellen Partner persönlich und in welchem Rechtssystem zugreifen?

● **Jorg N.** ♡ 2

Da gibt es nur ein winziges Problemchen: Es können Millionen gleichzeitig „zusehen“, werden aber niemals bestätigen können, dass John über die Einheiten verfügen durfte und Sue berechtigt war, die Einheiten entgegenzunehmen – der beliebteste Ansatz für Betrug, da eine Plausibilitätskontrolle durch die Institute, die das übliche Verhalten ihrer Kunden erfasst haben, entfällt.

● **Gordon Q @ Jorg N.** ♡ 1

Genau das geht nicht. Denn von diesen Millionen haben gut 99 Prozent zuvor gesehen, dass John das Geld von einem anderen bekommen hat. *Blockchain* halt. Und selbst wenn 20 Prozent wegfallen, gibt es 80 Prozent, die es einstimmig bestätigen. Im Übrigen wäre es vielleicht sogar ein Ansatz, die unsäglichen Zinsen in unserem Banksystem endlich einmal zu beerdigen. Denn bei *BC* gibt es einfach nur die vorhandene Menge plus das, was zusätzlich „*geminert*“ wird. Kein erfundenes Geld, wie Zinsen halt.

● **Peter B.** ♡ 1

Heute habe ich eine Bank, die bei einer Transaktion gewisse Sicherheiten bietet. Zum Beispiel als Verkäufer, wenn jemand mit EC-Karte bezahlt: Bis zu einer gewissen Höhe ist die Transaktion immer gedeckt und das Risiko bei der Bank. Wie soll das künftig laufen? Wie identifiziere ich mein Gegenüber, und woher soll ich wissen, ob der vertrauenswürdig ist?

● **Der Große G.** ♡ 1

Von wegen Bank überflüssig! Bei den Banken werden die *Blockchain Server* stehen, und jede Transaktion wird Geld kosten. Am Ende gewinnt wieder die Bank.

● **Heiner B.** ♡ 2

Ich bezweifle, dass *Blockchain* Marktplätze wie Airbnb überflüssig macht. Denn wie kann ich private Anbieter finden und beurteilen, wenn ich z. B. in München übernachten möchte? Diese

Informationen zur Verfügung zu stellen ist eine der wesentlichen Leistungen, die Airbnb erbringt, nicht jedoch die *Blockchain*.

● **Mr. M.** ♡ 1

So viel *Hype* um die *Blockchain*. Im Prinzip ein guter Ansatz, das *Downloaden* der Transaktionen kann aber mehrere Gigabytes groß werden und somit sehr lange dauern, bis man selbst sein *Pocket* anschauen bzw. eine eigene Transaktion durchführen kann.

● **Martin G.** ♡ 5

Danke für den Artikel, aber ich habe jetzt mehr Fragen als vorher, und die betreffen extrem wichtige Aspekte: Wer ist der Entwickler des Bitcoin-Algorithmus, und wer kontrolliert ihn? Ist die dazugehörige *Software open source*? Und wie viele Kopien von diesem verteilten Kassenbuch gibt es, wer entscheidet darüber, wer eine Kopie verwaltet? Kann ich auch eine Kopie führen, und was passiert, wenn die vielen Kopien nicht konsistent sind?

● **Ro F.** ♡ 4

Wenn jemand eine Transaktion im „elektronischen Kassenbuch“ fingiert oder fälscht, setzt sich diese Fälschung doch auf allen Kopien fort, die ja vom System automatisch angelegt werden. Warum ist die *Blockchain* dann *hacker-* und fälschungssicherer als andere Systeme?

● **Tim Robin W. @ Ro F.** ♡ 0

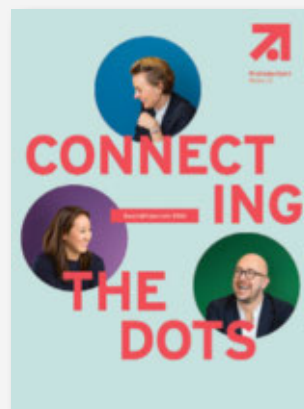
Um gefälschte Transaktionen einspeisen zu können, müsste die betreffende Person mindestens 51% des Blockchain-Netzwerks kontrollieren, was quasi unmöglich ist.

● **Mut Und Technik** ♡ 1

Einer der größten Vorteile von *Blockchain*-basierten Währungen: Während hinter Ihrem Guthaben im Kassenbuch der Bank „nur“ die Infrastruktur der Bank steht, stehen hinter Bitcoin Tausende Knoten in aller Welt. Diese Infrastruktur ist erheblich stabiler als das zentralisierte Speichern Ihres Kontostands auf einem *Cluster* der Bank.

● **Sven G.** ♡ 4

Die *Blockchain*-Technik ist nicht in der Lage, Banken überflüssig zu machen. Denn *Dezentralisierung* und Transaktionsmassen schließen eine globale Nutzung aus. Kryptowährung kann deshalb immer nur eine zusätzliche Zahlungsmethode sein. Auch wenn Bargeld-Transfers keine Bank erfordern, sind im Alltag dennoch Anbieter für gewisse Dienstleistungen nötig. Genau hier spielen Vertrauen und Reputation wieder eine Rolle. Kryptowährungen haben zudem Schattenseiten. Dieselben Faktoren, die sie von staatlicher Regulation abkoppeln, machen diese Währungen ebenso instabil. Von fehlenden Instrumenten, wie dem der Abwertung, ganz zu schweigen.



Siemens enttäuscht

Wie gut informieren Deutschlands Börsenunternehmen ihre Aktionäre? Exklusiv für BILANZ hat ein Team unter Leitung von Professor Jörg Baetge und Benedikt Wünsche von der Wilhelms-Universität in Münster die Geschäftsberichte der 100 größten deutschen Aktiengesellschaften anhand von 300 Kriterien auf ihre inhaltliche Qualität überprüft. Die Studie, gefördert von Evonik und dem Aktionärsforum, zeigt, welche Firmen ihre Investoren offen und umfassend informieren – und wer trickst und verschleiert.

Geradezu vorbildlich kommuniziert der Medienkonzern Pro Sieben Sat 1 mit seinen Aktionären: Platz eins in der Gesamtwertung und in der Dax-Liga mit fast 66 von 100 möglichen Punkten. Eher als lästige Pflichtübung scheint dagegen Siemens seine Geschäftsberichte anzusehen. Die Münchner berichten fast nur das, was sie auch berichten müssen. Die Folge: der letzte Platz im Dax und Rang 95 (von 100) in der Gesamtwertung.

Ausführliche Analysen der Geschäftsberichte finden Sie bei BILANZ im Internet unter www.welt.de/wirtschaft/bilanz/.

Wer seine Aktionäre am besten informiert

| | |
|---------------------------|---------------|
| 1. Pro Sieben Sat 1 Media | 65,85 Punkte* |
| 2. Deutsche Telekom | 65,28 |
| 3. Wacker Chemie | 64,98 |
| 4. Dürr | 64,83 |
| 5. Norma Group | 64,52 |

Wer seine Aktionäre am schlechtesten informiert

| | |
|----------------------------|---------------|
| 1. Steinhoff International | 31,26 Punkte* |
| 2. Drillisch | 31,32 |
| 3. Fielmann | 32,65 |
| 4. Dialog Semiconductor | 34,55 |
| 5. Scout 24 | 36,98 |

*von maximal 100 erzielbaren Punkten

Quelle: Baetge Analyse



Geld hat man zu haben

Wenn es um Geld geht – nichts ist unmöglich. Das ist kein hybrider Reklame-*Slogan*, sondern ein altes Prinzip aus dem Schuldrecht, das sich auch heute noch fatal auswirken kann.

Geld hat man zu haben“: Das klingt zynisch, ein bisschen so wie „Eure Armut kotzt mich an“ ohne ironischen Subtext. Es scheint auch eine gehörige Portion Überheblichkeit mitzuschwingen, denn man wird diese Aussage wohl eher einer Person mit hinreichender Kontodeckung zuschreiben als jemandem, der gerade knietief im Dispo steckt.

Sie stammt aber nicht etwa von einem unter blasierten Schnöseln kursierenden Autoaufkleber, sondern stellt vielmehr einen zentralen Grundsatz des deutschen Zivilrechts dar. Das macht es natürlich nicht besser, sondern eher schlechter, denn damit besitzt diese Formel tatsächlich Gültigkeit. Und zwar für alle, also auch für diejenigen, die diesem Befehl zum Trotz kein Geld haben. Eigentlich sogar nur für diesen Personenkreis.

Wenn Sie Ihren Namen in der aktuellen Reichstenliste (s. BILANZ 9/17) entdeckt haben, wird man Sie nicht eigens ermahnen müssen, dass man Geld zu haben hat. Dann haben Sie es ja – außer die Redaktion hat sich böse verschätzt oder Sie haben es kürzlich Boris Becker geliehen.

Aber was bedeutet der Satz? Ganz einfach: Bei Geldschulden kann keine „Unmöglichkeit“ im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches eintreten. Normalerweise befreit Sie das Gesetz von einer eingegangenen Vertragspflicht, wenn Ihnen die betreffende Leistung unmöglich ist oder wird. Sie verlieren dann zwar Ihren Anspruch auf die vertragliche Gegenleistung, müssen aber die unmögliche Leistung nicht mehr erbringen.

Brennt das verkaufte Auto vor der vereinbarten Übergabe ab, müssen Sie es nicht mehr liefern. Haben Sie ein Haus verkauft, das Ihnen gar nicht gehört, müssen Sie es dem Käufer nicht übereignen. Lehrbücher warten mit zahlreichen weiteren, oftmals skurrilen Beispielen auf: Liegt der verkaufte Ring auf dem Meeresboden oder die Münzsammlung unter dem Fundament eines Hochhauses, muss die Ware nicht geliefert werden. Und Sie werden erleichtert aufatmen: Stirbt der Dirigent, muss das zugesagte Konzert nicht mehr durchgeführt werden. Es geht eben einfach nicht.

Hat man hingegen kein Geld oder aus welchen Gründen auch immer auf einmal kein Geld mehr, ist und bleibt man trotzdem zur Zahlung verpflichtet. Kauft man trotz negativen Kontostandes spontan einen Picasso für 40 Millionen Euro, muss man ihn bezahlen. Auch wenn einem das genauso unmöglich ist, wie ein Konzert mit einem toten Dirigenten zu veranstalten. Der besagte Grundsatz kann also durchaus rasch zur Privatinsolvenz führen.

Selbst schuld, könnte man meinen, aber da der Grundsatz auch bei gänzlich fehlendem Verschulden gilt, kann er auch deutlich unangemessenere Folgen nach sich ziehen. Der BGH hat beispielsweise entschieden, dass eine auf Zahlungsrückstand gestützte Kündigung eines auf Sozialhilfe angewiesenen Wohnungsmieters wirksam war, obwohl diesem die beantragte Mietübernahme über mehrere Monate hinweg vom Sozialamt zu Unrecht nicht gewährt worden war.

Dieses Beispiel mag nicht gerade der Lebenswelt der meisten Leser und schon gar nicht der Kandidaten aus der Reichstenliste entspringen. Dass man Geld zu haben hat, kann aber letztlich jeden unangenehm treffen. Im Picasso-Fall würden etwa exakt dieselben Folgen eintreten, wenn der Käufer zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses noch über das Zehnfache der Kaufsumme verfügt, sein Vermögen aber kurz darauf aus völlig unverschuldeten Gründen verliert, und Letzteres soll ja durchaus vorkommen.

Einzige Hoffnung bleibt dann der zeitnahe Ausbruch eines Weltkriegs mit anschließendem allgemeinem Notstand. Unter diesen Umständen hat tatsächlich auch die Rechtsprechung zeitweilig eine „wirtschaftliche Unmöglichkeit“ akzeptiert. Hierauf zu spekulieren wäre dann allerdings wirklich etwas zynisch.

Marc-Oliver Srocke ist Fachanwalt für Urheber- und Medienrecht in der Hamburger Kanzlei Schultz-Süchting. Sein Spezialgebiet ist das Presse- und Äußerungsrecht.





BILLIG KAUFEN

Netflix

Serien und Spielfilme übers Telefon, den Brettrechner oder heimischen Fernseher *online* anzuschauen ist ein Großtrend. Im zweiten Quartal 2017 hat Marktführer Netflix knapp 104 Millionen Abonnenten gemeldet. Das Kundenpotenzial allein im englischsprachigen TV-Markt ist gewaltig.

Gewiss, das hohe Kurs-Gewinn-Verhältnis von 155 schreckt zunächst. Aber Netflix arbeitet hochprofitabel. Statt den Gewinn zu maximieren, wird in neue, teilweise exklusive Inhalte investiert. Ein breites Angebot an hochwertigen Serien und Filmen lockt Neukunden und hält Hauptkonkurrent Amazon (65 Millionen Prime-Nutzer) auf Abstand. **TL**

TEUER VERKAUFEN



Nestlé

Kummer war für Nestlé-Aktionäre lange Zeit ein Fremdwort. Über Jahre hinweg waren sie steigende Gewinne und Dividenden gewöhnt. Doch der Lauf des weltgrößten Nahrungsmittelkonzerns ist ins Stocken geraten: Der Umsatz wächst nur noch langsam. Der neue Vorstandschef Ulf Mark Schneider will den Konzern radikal umbauen. Doch in Daniel Loeb, mit seinem Hedgefonds Third Point achtgrößter Aktionär bei Nestlé, hat er einen mächtigen Gegenspieler, der schnelle Lösungen will. Solange der Konflikt zwischen den beiden schwelt und es keinen durchdachten strategischen Neuanfang gibt, sollten Anleger die Finger von dem Papier lassen. **TL**

FOTO: MAURITIUS

Unfares Spiel

Die Schweizer Banken brauchen freien Marktzugang in der EU.

Deutschland und die Schweiz stehen für eine starke, international wettbewerbsfähige Wirtschaft, für offene Grenzen und liberalen Welthandel. Beide Länder sind wirtschaftlich, gesellschaftlich und kulturell eng miteinander verflochten.

Das gilt auch für das übrige Europa. Als sogenanntes EU-Drittland ist die Schweiz ein etablierter Partner der EU, in vielen Bereichen wurden bilaterale Vereinbarungen getroffen, die beiden Seiten zu großem Nutzen reichen – mit einer Ausnahme: dem Bankgeschäft.

Obwohl Schweizer Banken heute alle internationalen Regeln befolgen, Schweizer Gesetz auf die Finanzmarktgesetzgebung der EU ausgerichtet sind und der automatische Informationsaustausch mit der berühmten schweizerischen Sorgfalt umgesetzt wird, verwehrt die EU der Schweiz in diesem wichtigen Bereich akzeptable Lösungen.

Äquivalenten Finanzmarktgesetzen wird die politische Anerkennung verwehrt, und die Erbringung grenzüberschreitender Finanzdienstleistungen ist in vielen Bereichen nahezu unmöglich.

Deutschland stellt mit dem seit 2015 bestehenden Freizügigkeitsabkommen unter den Ländern der EU im Übrigen eine große Ausnahme dar, die Anerkennung verdient. In den für die EU wichtigen Bereichen Transit und Personenverkehr kommt die EU der Schweiz entgegen. Nicht so im Finanzsektor: Partnerschaft beruht auf Gegenseitigkeit und nicht im Handaufhalten.

Sollte die EU sich in der Frage der Äquivalenz und des Marktzugangs nicht stärker bewegen, dann ist es nur logisch, wenn die Schweiz ihre in der EU gern gesehenen Kohäsionszahlungen infrage stellt.

Herbert J. Scheidt (66), Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung, ist Verwaltungsratschef der Vontobel Holding und der Bank Vontobel.





Christo in der Ferne grüßt die Überlebenden: Und Volleybälle fliegen herum wie gute Metaphern.



Drei Caipirinhas:
Mindestdosis, um richtig gut
in Rio anzukommen.



Männer am Rande des Kontinents: BILANZ-
Autor Helge Timmerberg (l.) und Friedrich-Wilhelm
Spieker, genannt „Frederico“.

Reich in Rio

Weißer Fischreier schweben in die Höhe, lackbunte Schmetterlinge flattern herum, die glücklichen Indianer sind alle weg, und ein ehemaliger Fernsehproduzent aus Deutschland erklärt, wie man Millionär wird.

Eine Erzählung von **Helge Timmerberg**

Erst versuche ich, mir den Flug schönzureden, indem ich ihn mit einer zwölfstündigen Autofahrt vergleiche, zum Beispiel von Sizilien bis Österreich, wie vergangenes Jahr. Kurz vor der Grenze war ich ein Wrack. Da hört es sich, einen halben Tag fliegen zu müssen, gleich viel entspannter an.

Kaum sitze ich auf meinem Platz, ist es damit wieder vorbei. Will die Air France mich verarschen? Ich passe gerade mal so rein. Und ich bin schlank. Mein Nachbar zur Rechten nicht. Den Kampf um die Lufthoheit über die Lehnen gewinnt er, noch bevor wir abheben.

Zu meiner Linken sitzt Lara, sie ist netter, trotzdem fühle ich mich wie angeschraubt.

Zwischenfrage: Sind die Sitze in der *Economy* kleiner geworden, oder bin ich im *Business Class*-Alter angekommen? Man altert ja bekanntlich nicht kontinuierlich, sondern in Schüben.

Kurz hinterm Äquator ist es dann so weit: Der Bewegungsnotstand hat so viel Druck erzeugt, dass ich um mich schlagen könnte. Natürlich wäre das keine gute Idee. Weder Lara noch mein Nachbar, ein Russe übrigens, hätten dafür Verständnis.

Ich explodiere nach innen, und vom Nachthimmel über dem großen Ozean ist leider auch nichts zu sehen, denn wir sitzen in den Mittelblöcken.

Ein großer Flieger, bummvoll, und mal halluziniere ich mich in eine Sardinienbüchse und mal in den Bauch einer Sklavengaleere hinein, und plötzlich fallen mir doch noch die Worte des Yogi Kashinath wieder ein. Aus einer zeitlich wie räumlich beachtlichen Distanz spricht mein Freund und Bruder aus dem Himalaja zu mir. „Die Hölle ist endlich, die Seele nicht“, sagt er.

Und das hilft erst mal.

Touchdown in subtropischer Luftfeuchtigkeit. Das Klima ist ja immer das Erste, dann kommen die Palmen, die Stadtautobahnen, die ersten Favelas, und vor einem großen Tunnel geht es links ab nach Urca zu den ersten Caipirinhas.

Frederico meint, es sei das einzige Getränk, das nach so einem Flug Sinn hat. Nach einem Glas gebe ich ihm recht, nach dem dritten ist es vollbracht. Der Rum durchflutet meine Beine, ich habe Zucker im Gehirn. An den Nachbartischen, vor dem Lokal und auf der Ufermauer lärmen Brasilianer, über den Strand fliegen Volleybälle, kleine Boote schaukeln auf kleinen Wellen. Die Bucht, die Sterne und der Christo in der Ferne grüßen die Überlebenden. Ich weiß, Jesus wurde angenagelt, aber hier wirken seine ausgebreiteten Arme wie ein Angebot zur Umarmung. Willkommen in Rio. Nette Geste. Und Fredericos Haus ist gleich nebenan.

Wer ist Frederico? Als ich ihn vor 23 Jahren kennenlernte, hieß er noch Friedrich-Wilhelm und war ein sehr beschäftigter Fernsehproduzent. Er hatte mit Frank Elstner zusammengearbeitet, gemeinsam entwickelten sie die Show „Mann-o-Mann“. Sie war in den 90er-Jahren die international erfolgreichste deutsche TV-Show und wurde in mehr als 20 Ländern produziert.

Dass er seit nunmehr zwei Jahrzehnten nicht mehr arbeitet, nicht mehr in Deutschland lebt und auch nicht mehr auf Friedrich-Wilhelm hört, ist wahrscheinlich meine Schuld. Frederico sieht das anders, ich weiß, aber ich fühle es nun mal so und habe über das reine subjektive Empfinden hinaus auch noch empirische Belege.

Es ist eine Art Dauerschuld. Mein Lebensstil ist zu subversiv für die Normalität. Ist? Oder war? Wir sind alle älter, ruhiger und klüger geworden. Frederico auch. Er will raus aus Rio. Aber so einfach ist es nicht, sein Haus zu verkaufen sowie die sechs oder sieben oder acht Eigentumswohnungen, die er in Brasilien ►



Aufwärmphase: Wenn das Licht flackert, wird Urcas Ufermauer zur Partymauer.

besitzt. Die Wirtschaft steckt in einer fetten Krise, der Immobilienmarkt bricht weg. Ich würde sagen, in einer Falle steckst du immer, es ergibt keinen Sinn, sich zu befreien. Dafür gibt's ja Jesus und Caipirinha. Die machen das für uns mit links.

Sonntag, *Jetlag* und Kater in Personalunion. Aber nicht wirklich schlimm. Am Nachmittag machen wir einen Spaziergang. Frederico zeigt uns sein Urca, präziser: Er zeigt es Lara. Ich kenne es ja schon, ich würde fast sagen, gut, aber man muss auch nicht oft hier gewesen sein, um es gut zu kennen.

Urca ist der kleinste Stadtteil, mit der kleinsten Bucht, den kleinsten Stränden und der in Rio größtmöglichen Sicherheit wegen der vielen Elitesoldaten in Uniform und Badehose. In Urca stehen die Akademien der brasilianischen Marine, Offiziersanwärter wohnen hier mit ihren Familien.

Schwerbewaffnete Militärpolizisten bewachen ihren Schlaf und ihre Straßen, außerdem begleitet uns David, der Chihuahua, Fredericos Schoßhund. Die Kleinen sind die Gemeinen, wenn es drauf ankommt.

Wir gehen zunächst am Meeresrand immer an der Ufermauer entlang, und alle Frauen lieben David. Daumenalarm. Die urbrasilianische Sympathiebekundung auf unverbindlichstem Niveau. Ich hatte sie vergessen, aber gewöhne mich sofort wieder daran. Vier Finger geschlossen, der Daumen gestreckt, so lächelt die Hand zum lächelnden Mund.

Lara, als gelernte Russin, ist das des Guten einen Tick zu viel, aber auch sie findet es klüger, sich den Sitten im Gastland anzu-

passen, als die Leute umzuerziehen, wie es Fredericos Schwester bei ihrem ersten und letzten Besuch in Rio versucht hatte.

Es ist eine Weile her, aber legendär, als sie beschloss, Rio auf dem Fahrrad zu erkunden. Die Straße war schmal, ein Autofahrer wollte sie überholen, aber er hatte Gegenverkehr, und sie dachte gar nicht daran, ihr Rad näher an den Straßenrand zu bringen.

Er hupte. Das ist in Rio normal. Sie zeigte ihm den Mittelfinger. Das ist in Deutschland normal. Ergebnis: ein gebrochener Arm. Der Brasilianer hatte sie angefahren. Nicht brutal, er hat sie nur ein bisschen mit seinem Wagen zur Seite geschubst.

Mit dem erhobenen Daumen wäre Fredericos Schwester sehr viel besser gefahren, denn er bezeugt nicht nur Dankbarkeit oder Respekt oder Zustimmung, Zuversicht und Mut, sondern er funktioniert auch als Friedensangebot. Ich tu' dir nichts, du tust mir nichts, und alles wird gut.

Uns geht es gut im „Officers' Club“. Das Restaurant hat riesige Fenster und eine große Terrasse, von drinnen wie von draußen sieht man auf die Vorlage für die weltweit populärste Postkarte. Urca ist eine Halbinsel, und wir sind jetzt auf der anderen Seite. Wir schauen nicht mehr auf Jesus, sondern auf den Zuckerhut und die Bucht, in der 1502 die ersten Portugiesen ihre Anker warfen. „Sie haben nicht gewusst, dass es eine Bucht war“, sagt Frederico. „Sie haben geglaubt, es sei die Mündung eines großen Flusses. Außerdem war gerade Januar. Rio de Janeiro, alles klar?“



Originalblick aus Fredericos Haus (r.): Urca – kleinster Stadtteil, kleinste Bucht, kleinste Strände.



Der Zuckerhut ist hier nicht der einzige kegelförmige Berg. Diese Bucht ist umzingelt von Zuckerhüten, denn auch aus dem Meer ragen sie heraus. Alle sattgrün, alle, ich möchte fast sagen: Dschungel-überwachsen. Große Fischreihner schweben in der Höhe, lackbunte Riesenschmetterlinge flattern in der Nähe, hier lebten glückliche Indianer. Mittlerweile weht Bossanova aus dem Restaurant, gespielt von drei glücklichen Brasilianern. Zwischenfrage von Lara: Wie wird man Millionär? Frederico erklärt es ihr.

Der kleine Friedrich-Wilhelm bekam als Kind 70 Pfennig Taschengeld in der Woche. Davon musste er aber auch seine Radiergemis und Bleistifte kaufen. Außerdem wollte sein Vater eine Buchführung darüber sehen. So lernte der Bub rechnen. Im Alter von neun Jahren oder von zehn, so genau erinnert er sich nicht mehr, sah die Rechnung so aus: Entweder er geht am Samstag ins Freibad, oder er verteilt ein Kirchenblatt mit dem Fahrrad. Beides ist Sport. Das eine kostet, das andere bringt zehn Mark. Weil er sich einen Namen als zuverlässiger Verteiler machte, durfte er zwei Jahre später auch die Lokalzeitung austragen. Die zahlten das Doppelte. Insgesamt waren das 30 Mark. Nun kam er auch an die Mädchen ran.

„Wie?“, fragt Lara. „Ich bezahlte ihnen ihr Eis“, sagt Frederico. „Gut zu wissen.“ – „Ja, und wenn du wissen willst, wie man kein Millionär wird, frag Helge.“

Nun, das ist schnell erzählt. Bei unserem ersten Treffen vor 23 Jahren in Hamburg gestand mir Friedrich-Wilhelm, wahr-

scheinlich alle meine Reisereportagen gelesen zu haben, und sie hätten ihm das Selber-Reisen ersetzt, was eine gute Sache war, denn so kam er zum Geldverdienen.

Nun hätte er eine Idee: Er schlug vor, dass ich weiter reise, aber jetzt mit einem kleinen Kamerateam. Er mache daraus eine Fernsehserie. Jede Woche 40 Minuten, und nach einem Jahr hätten wir beide eine Million mehr auf dem Konto.

Mehr oder weniger, ich hatte noch nie eine Million, auch keine halbe, deshalb sagte ich: Okay, das können wir machen, aber warum begleitest du mich nicht, bevor wir damit anfangen, auf ein paar meiner Reisen, einfach so, damit du ein Bild von meiner Arbeitsweise bekommst. Das war mein Fehler. In Marokko gab es noch keine Probleme, die begannen erst in Kuba.

Zwei Wochen machte er dort alles mit, dann flog er nach Deutschland zurück, ich blieb. Zehn Tage später war er wieder in Havanna. In der Zwischenzeit, sagte er, habe er sich von seiner Freundin getrennt. Wieder blieb er zwei Wochen, wieder flog er nach Haus, und wieder kam er ein bisschen später nach Kuba zurück. Dieses Mal hatte er seine Produktionsfirma aufgelöst und die Rechte an „Mann-o-Mann“ weltweit für viele Millionen verkauft.

Als ich ihn fragte, warum er das getan habe, antwortete er, er habe an meiner Seite begriffen, dass ihm Reisen besser als Arbeit gefalle. Damit war auch unser Projekt gestorben. Den Fernsehproduzenten gab es nicht mehr. Friedrich-Wilhelm auch nicht. Von Stund' an hieß er Frederico und reiste um ►

die Welt. Zunächst mit mir, aber zunehmend auch allein, denn ich war nicht mehr aus Kuba wegzukriegen, und dann hieß es plötzlich, Frederico habe Deutschland ganz aufgegeben und ein Haus in Rio gekauft.

Willkommen in Brasilien. Willkommen in Südamerika. Willkommen auf der südlichen Halbkugel unseres Planeten. Willkommen in der Neuen Welt. Mit mehr als genügend Geld für alle Bedürfnisse eines Millionärs, der nicht wie ein Millionär lebt. „Für den kleinen Mann“, sagt Frederico, „ist jemand ein Millionär, der eine Million im Jahr ausgibt. Aber dann ist er kein Millionär, sondern entweder ein Milliardär oder ein Idiot.“

Frederico braucht keine Statussymbole. Er fährt Mittelklasse im Grenzbereich zum Kleinwagen, er trägt Qualität, aber keine Namen, und vor der goldenen Rolex würde er sich ekeln. Außerdem wäre sie in Rio das falsche Signal. Mit seinen Uhren ist er in 15 Jahren zweimal überfallen worden, mit der Rolex wäre er täglich fällig.

Auch sein Haus ist kein Palast. Es ist groß genug, um mit einer Frau darin zu wohnen, und nicht zu groß, wenn das nicht klappt. Also zwei Stockwerke, ein paar Balkone und Pool auf dem Dach. Überall regiert der sichere Geschmack, alles ist teuer, erstklassig und modern, aber nirgendwo rutscht sein Reichtum in Luxus ab.

Luxus ist Kitsch. Und das einzig Luxuriöse an seinem Haus ist die Lage: Es steht direkt an der schmalen Uferstraße, die drei besten Restaurants von Urca sind gleich um die Ecke, ein kleiner Strand ist in Steinwurfnähe, und am Himmel hält Jesus die Dauerstellung, es sei denn, die Wolken spielen nicht mit, aber dann ahnt man ihn, und nicht alle Wolken sind gleich dicht.

Manchmal ist der Christo nur ein ganz klein bisschen zu sehen und gleich darauf ein bisschen mehr, und manchmal reißt auch der Wind die Wolken wie einen Vorhang auf, und der Gekreuzigte kommt hervor, zum Beispiel in Zartrosa. Sie strahlen ihn in allen Bonbonfarben an, und ich denke, das ist Geschmackssache, und vermute keine spirituellen Botschaften darin. Frederico sagt, der oberste Bischof von Rio bestimmt die Auswahl der Farben und den Rhythmus ihrer Wechsel, also grad von Zartrosa ins Blutorangefarbene.

Trotzdem hat jeder sein Kreuz zu tragen. Bei mir ist es die Arbeit, bei Frederico die Freizeit. Jedenfalls vermute ich das, obwohl es schizophoren klingt. Warum träume ich von einem Leben ohne Arbeit, aber unterstelle einem Millionär, sie zu vermischen? Das ist doch Quatsch.

Geld macht nicht glücklich, aber reich. Und reich sein heißt, eine Sorge weniger zu haben. Mehr nicht. Soll er arbeiten, um all die anderen Sorgen, die einen Menschen befallen, zu verdrängen? Oder soll er die frei gewordenen Kapazitäten nutzen, zum Beispiel für Facebook? Er war ja auch mal Fotograf, lange bevor er Fernsehproduzent wurde, und jetzt fängt er wieder damit an. Fotografiert die ruhigen Straßen von Urca, oder er geht auf Reisen und fotografiert in Bolivien, auf Long Island und in Christiania, Dänemark. Und er ist gut. Ich darf das sagen. Ich habe mein halbes Leben mit guten und sauguten Fotografen gearbeitet, meine Latte liegt hoch. Er macht das aus Spaß, aber er macht es professionell. Er gibt sein Bestes, ohne dass er es muss. Kreativität ohne Stress. Er braucht weder Geld noch die Liebe des Publikums. „Abstrakte Liebe interessiert mich nicht“, sagt er. „Ich will nur die konkrete.“

Wir sitzen auf der Ufermauer vor seinem Haus. Das machen alle, die an dieser Straße wohnen, und natürlich kommen sie auch von woanders. An den Wochenenden und Feiertagen wird die Ufermauer von Urca zu einer Partymauer. Das erinnert mich an Havanna. Wie oft haben wir auf der Mauer am Malecón gesessen, um beim ewigen *Soundtrack* der Wellen über Frauen und Bücher zu sprechen.

Der Rest von Urca erinnert dagegen an ein portugiesisches Dorf, vielleicht sogar auch an ein italienisches, aber auf den LED-Anzeigen des Stadtbusses, der in halbstündigen Abständen über die Uferstraße humpelt, laufen die Namen legendärer nächster Stopps. ***Copacabana *** Ipanema *** Leblon***

„Nein, es gibt niemanden auf der Welt, mit dem ich gern tauschen möchte“, sagt Frederico. „Ich war neulich auf der Geburtstagsparty von Frank Elstner in Berlin. Er ist ja 75 geworden. Alle waren da, aber wirklich alle, die im Fernsehen groß sind. Und was soll ich sagen... ich habe mich gefreut, ihn wiederzusehen. Wir waren ja wie Brüder damals. Der Rest ließ mich kalt. Warum soll ich in den Zirkus wieder einsteigen wollen. Wenn du meine Lebensmaxime wissen willst: Selbstmächtigkeit. Und die habe ich erreicht. Sie ist mehr als Selbstbestimmung und viel mehr als Selbstständigkeit. Die Arbeitswelt ist immer fremdbestimmt.“

Ich weiß, warum er das sagt. Er hat sich immer an dem Geschmack der Kunden orientiert, nie nach seinem. Auch die Themen haben ihn nicht sonderlich interessiert. Die Bundesgartenschau in Frankfurt, „Buga“ genannt, war ihm ziemlich schnuppe, trotzdem hat er mit dem Buga-Buch, der Buga-Illustrierten und der Buga-CD seine erste Million gemacht. Auch „Mann-o-Mann“, seine Erfolgsshow, hätte er sich privat nie angesehen.



Dahinter steht er und breitet die Arme aus: Abendstimmung in Urca.

Das hat ihm zwar ständig den Magen umgedreht, aber letztendlich selbstmächtig gemacht.

Bei mir war es genau andersherum. Ich habe nicht immer, aber fast nur Geschichten gemacht, die mich selbst interessierten, und sie auch immer so geschrieben, dass sie mir selbst gefielen, das heißt, ich habe in den meisten Fällen damit bewusst gegen die Wünsche meiner Auftraggeber gearbeitet, und was hat es mir gebracht?

Kein Haus in Rio, aber auch Selbstmächtigkeit. Im Kampfsport des Lebens tragen wir also beide den schwarzen Gürtel des Erfolgs, aber beide nur den ersten Dan. Der zweite Dan gebührt Leuten, die den Spagat schafften, die Selbstverwirklichung in der Arbeit und die Millionen, wie Steven Spielberg zum Beispiel oder Steve Jobs. Die haben das prima hingekriegt. Manchmal denken Frederico und ich, dass wir wie zwei Seiten einer Medaille sind. Wir müssten sie nur zusammenbringen.

Darum habe ich ein eigenes Zimmer in Fredericos Haus, ein separates Zimmer, eigentlich ein separates Häuschen. Man erreicht es durch seinen Hinterhof über ein separates Treppchen, es hat auch eine eigene kleine Terrasse, ein eigenes Bad und ein ideales Fenster für den Schreibtisch. Mein *Office* in Rio, das war sein Angebot, aber ich habe es nicht oft genutzt. Nur fünf, sechs Mal, wie Frederico sagt. Er braucht keinen vorwurfsvollen Ton, es reichen die Fakten. Fünf, sechs Mal in 15 Jahren. Öfter habe ich ihn nicht besucht. Und nie bin ich lange geliebt. Das ist nicht meine Schuld, das ist die Schuld von Rio.

Die Stadt hat mich nie so gefesselt und gefangen genommen wie Marrakesch und Havanna, und als Frederico in die Neue Welt umzog, entdeckte ich plötzlich die Alte, und Europa wurde mein Lieblingskontinent. Für Lara dagegen wird es langsam mal Zeit, Rio zu entdecken. Wir sind seit drei Tagen nur in Urca und genügend akklimatisiert.

Frederico erklärt Lara die Spielregeln. Sie sind einfach. Wenn du überfallen wirst, darfst du auf keinen Fall: 1. dich wehren, 2. widersprechen, 3. ein unfreundliches Gesicht machen. Sonst bist du tot oder schwerverletzt. Bleib höflich, und ein Schuss Demut schadet nicht, denn in Brasilien ist die Kriminalität in Wahrheit ein Bürgerkrieg. Die Armen nehmen von den Reichen, weil es anscheinend nicht anders geht.

Auch wenn man diese Einstellung nicht teilt, fährt man am besten mit ihr. Und verarsch sie nicht. Zu wenig Geld dabei-zuhaben ist genauso schlecht wie zu viel. Nein, Blödsinn, viel schlechter.

Was ist der Verlust von größeren Summen gegen den Verlust des Lebens, des Gesichts oder auch nur gegen eine Kugel im Knie? Die Untergrenze sind 50 Dollar. Aber klar, alles halb so schlimm, wenn man weiß, wohin man geht und wohin nicht.

Man geht zum Beispiel an dem Strand der Copacabana nach Anbruch der Dunkelheit nicht mehr direkt am Wasser entlang, weil einen dann kein Schwein von der Uferpromenade mehr sehen kann. So wurde Fredericos erste Uhr abgezogen. Ein paar Jungs umringten ihn und warfen ihn auf den Rücken. ▶

**Auch als Buchtitel oder
Band-Name geeignet:**
„Fischreihner unterm Zuckerhut“.



Die zweite Uhr war vor einem Restaurant auf der Copacabana dran. Einer von hinten, zwei von vorn, der Stärkste nahm ihn in den Schwitzkasten und würgte ihn ein bisschen, die anderen hatten ihre Hände in seinen Taschen. Niemand sah es, weil es schon spät in der Nacht war.

Aber es geht auf der Copacabana auch am Tag und umgeben von vielen Menschen. Ein Bekannter von mir ging auf der Promenade spazieren, eine Gruppe von *Joggern* umringte ihn, und alle hatten jetzt Messer in der Hand. Oder Frank, mein Freund und Fotograf. Er stand zur blauen Stunde vor seinem Hotel, als er plötzlich in zwei unfreundliche Gesichter und eine Pistole sah.

Um ein Haar hätte es ihn erwischt. Er hatte die Dollars in der linken Hosentasche und die Real rechts. Er gab ihnen das brasilianische Geld, das hat sie richtig wütend gemacht. Sie warfen es auf den Boden und schrien: „Das ist nichts!“ Dann gab er ihnen die 50 Dollar, und sie waren weg. „*In god we trust.*“

Und natürlich ist Lara nichts Böses geschehen. *No passa nada*, nichts ist passiert, unter anderem, weil ich dabei war. Ich habe ein ziemlich gutes *Bad Vib*-Radar. Nur einmal auf der Copacabana und einmal in dem Tanzviertel Lapa fühlte ich, dass wir *gecheckt* wurden, bevor ich die *Checker* erblickte. Vier jeweils.

Und als ich sie dann sah, war klar, woher diese Raubtier-Energie kam, die mich gerade angesprungen hatte. Sie *checken*, wo die nächsten Polizisten stehen, und sie *checken*, ob es sich lohnt. Es lohnt sich nicht, ich trage keine Armbanduhr, trotzdem ist die Allgegenwärtigkeit der Gefahr in dieser Stadt auch ein Grund, warum ich so selten komme und nie bleiben will.

Und warum will Frederico Rio verlassen? „Die zunehmende Kriminalität“, sagt er. Und wohin soll es gehen? „Nach

Panama. Da gibt es eine seit Jahren boomende Wirtschaft, deshalb nur wenig Straßenkriminalität und eine Altstadt wie in Havanna.“

Und Lara sagt, sie will vor unserem Rückflug noch unbedingt Jesus aus der Nähe sehen.

Der Berg, auf dem er steht, ist 700 Meter hoch. Eine kleine Zahnradbahn bringt uns mit anderen Touristen zu ihm und dem besten Blick über Rio, den man haben kann. Alle Buchten, alle Strände, alle Zuckerhüte. „Ich glaube nicht, dass ich hier bin“, sagt Lara und will ein Foto von sich und Jesus.

Das wollen alle. Und alle machen dasselbe. Sie breiten ihre Arme aus und lachen. Was ist so lustig an einer Kreuzigung? Und was denkt Jesus darüber? Muss er uns denn wirklich ewig vergeben?

Und vergib auch den Brasilianern unter den Touristen, denn sie können nicht anders. Auch sie posieren wie der Gekreuzigte, aber verbinden das automatisch mit ihrem Lieblingsgruß. Daumen hoch, auch am Kreuz. ■



O du fröhliche

1991 haben die „Mann-o-Mann“-Erfinder Frank Elstner (l.) und Friedrich-Wilhelm „Frederico“ Spieker gemeinsam in Luxemburg Weihnachten gefeiert. Es war eine schöne Bescherung. Ihre Show wurde in mehr als 20 Ländern produziert und ausgestrahlt.



Im Ausblick versacken

Mit einem Zielfahnder und einer Mordkommissarin im böhmischen Český Krumlov.

Auf Visite: **Helge Timmerberg**

Sind Sie eigentlich nur zum Spaziergehen hier, oder wollen Sie auch arbeiten?“, fragte mich die Frau hinter der Rezeption. „Zum Arbeiten. Und bitte erschrecken Sie sich nicht. Ich schreibe Hoteltests.“ – „Ich weiß.“

Die Frau lächelte schwach. Sie hatte uns eine halbe Stunde zuvor eines der kleineren Zimmer gegeben, und in der Zwischenzeit war entweder Google oder der heilige Geist über sie gekommen. Für mich war das eine gute und schlechte Entwicklung zugleich. Einerseits nahm sie meiner Mission die Unbestechlichkeit, andererseits wurde mir nun sogleich die wahrscheinlich größte Suite des „Hotel Bellevue“ gezeigt: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Riesenbad. Böhmisches Edelhölzer, böhmischer Künstlercharme.

„Gustav Mahler hat hier gewohnt, wenn er in Krumlov war“, sagte die Rezeptionistin. „Das war doch ein Komponist, oder?“ – „Nein, nein, ganz sicher nicht!“ Nicht nur ihre Worte, auch ihre Gesten verwunderten mich. Die gute Frau warf dabei ihre Arme hoch, als wollte sie „Gott schütze mich“ rufen. Was hat man in Krumlov gegen Komponisten? Ein Missverständnis.

Es klärte sich auf, nachdem ich meine Freundin und das Gepäck von *Standard* auf *de luxe* umgesiedelt hatte und wir wieder die Lobby durchschritten. „Entschuldigen Sie bitte“, schallte es von der Rezeption. „Ich habe im Internet nachgesehen. Und Sie haben recht: Gustav Mahler war ein Komponist. Ich hatte Sie eben nur falsch verstanden.“ – „Sie haben geglaubt, ich hätte Kommunist gesagt?“ – „Ja.“

Alles klar, wir sind in Tschechien. Und im schönsten Mittelalter, das es je gab. Im 13. Jahrhundert in einer Flussschleife der Moldau erbaut und während der K&K-Zeit nicht nur veredelt, sondern zur Vollendung

gebracht, nahm eine komplett unter Denkmalschutz stehende Altstadt unsere Schritte auf.

Sie führten uns zum „Hotel Dvořák“, in dem unsere Freunde wohnten, und sobald wir bei ihnen angelangt waren, wusste ich, dass ich mich entweder entscheiden muss oder in Krumlov einen Zwei-Hotel-Test wage. Im „Bellevue“ beschreibe ich das geniale Personal, in „Dvořák“ die göttliche Terrasse. Aber wie?

Gott ist vollkommen, ich nicht. Wie soll das Unperfekte die Perfektion beschreiben? Maler haben es da einfacher. Egon Schiele brauchte nur ein paar Striche für die „Dächer von Krumlov“. Ich brauche ein paar Cuba Libre. Tommy mixt sie für mich.

Diese Terrasse ist seine Entdeckung, sein Tipp, und ab sofort kann ich Tommys Reiseempfehlungen vertrauen. Wir haben denselben Geschmack, außerdem ist er Zielfahnder beim österreichischen BKA und kommt genauso viel rum wie ich.

Unter uns fließt die junge Moldau. Sie wird erst in Prag erwachsen, hier ist sie noch sanft, nicht mächtig. Nur eine Mühle sorgt für etwas Dynamik. Das Schloss am anderen Ufer dagegen ist so groß, dass es fast das gesamte Panorama ausfüllt. Seine Mauern mit den schlanken Bogenfenstern wirken wie eine Leinwand für 1.000 Jahre alte böhmische Geschichten.

Auch die Größe unserer Terrasse ist zufriedenstellend. Sie bietet nicht nur Platz für einen Tisch und vier Stühle, sondern auch genügend Raum, um sich zu separieren. Tommys Frau ist eine Wiener Mordkommissarin.

Sie unterhält sich prächtig mit meiner russischen Freundin, während die Männer etwas abseits stehen und schweigend in dem Ausblick versacken. Eine Loge im großen Welttheater, nicht mehr und nicht weniger ist die Terrasse des Zimmers 205 im „Hotel Dvořák“, und es dauert bis weit nach Mitternacht, bevor wir sie trunken vor Schönheit wieder verlassen. ■



● **„Bellevue“:** Ein Haus aus dem Jahre 1561. Der Dachstuhl ist neuer: von 1934. Fast alle 66 Zimmer (ab 95 Euro) bieten Ausblicke auf die Stadt.

● **„Dvořák“:** 22 Zimmer, 44 Betten, gut dekoriert. Preis pro Nacht: ab 115 Euro. Die Terrasse ist göttlich. Mindestens.

Autopimpfen in Minden

Ein Kamin im Autobus: Paul Klassen rüstet *Vans* und Limousinen zu Luxusautos um. Seit Kurzem zählt er auch Putins Eskortfahrer zu seinen Kunden.



Text: **Stephan Knieps**

Die 80.000-Einwohner-Stadt Minden liegt im Regierungsbezirk Detmold, neben Bad Oeynhausen, Ostwestfalen. Wäre Minden ein Auto, dann wäre Minden ein Polo.

Aber wundersamerweise erfährt Minden regelmäßig eine Art Aufpolierung, einen Schuss Extravaganz und Fülle und Entfaltung durch die regelmäßigen Stippvisiten einer seltsamen Klientel: Scheichs aus Arabien, Herrscher aus Afrika, Oligarchen aus Russland. Leute mit Macht und tiefen Taschen.

Für sie ist Minden ein Begriff, etwas ganz Besonderes: Sie fliegen in der Regel per Privatjet über Hannover-Langenhagen ein und fahren dann die 80 Kilometer zu einer Werkstatthalle unweit des Mindener Bahnhofs. Die Halle ist weiß, und in ihr stehen schwarze Maybach-Limousinen und schwarze Mercedes-Sprinter.

Hier begrüßt sie Paul Klassen (40): ein Mann, der mit 13 Jahren aus Tadschikistan nach Minden kam, kein Wort Deutsch sprach und den Schweinestall auf dem Bauernhof des Nachbarn ausmistete, um ein bisschen Geld zu verdienen.

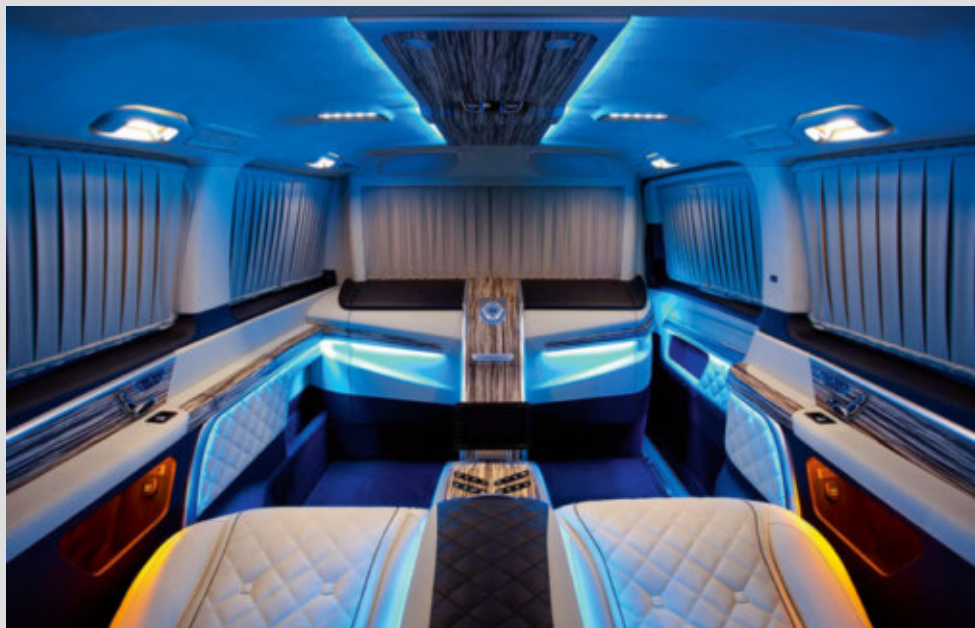
Heute peppt er den Reichen und Mächtigen ihre Autos auf. Aber hier geht's nicht um neuen Lack und neue Felgen. Hier geht's um das volle Luxusprogramm. „Wir sind eine Weltmarke“, sagt Klassen, und er sagt es in aller Bescheidenheit.

Frisiert mit dem Schnitt der Bürste, bekleidet mit blau-weiß kariertem Ralph-Lauren-Hemd und im Besitz goldfarbener Visitenkarten, ist Paul Klassen der Gründer und Geschäftsführer der Klassen Automobile GmbH. Seine Leute verwandeln viertürige Personenwagen mit festem Verdeck, Großraumlimousinen und Minibusse in Luxusautos mit Flachbildschirmen, Minibars, Spiegeln, Karaoke-Anlagen und ausfahrbaren Ledersitzen, mit Tischen, Tresoren, Kaffeemaschinen und Toiletten. Er hat schon Swarovski-Edelsteine verarbeitet, Diamanten, Straußenleder und natürlich Gold; er verlängert Autos um bis zu einen Meter, er panzert sie, er fügt im Dach ein Schiebefenster ein, das den Insassen befähigt, darin stehend zünftige Militärparaden abzunehmen.

Ein Profifußballspieler aus Ghana wollte einen goldfarbenen Thron sowie ein Bett mit darüber hängendem Riesenbildschirm in seinem *Van* – Klassen hat's ihm eingebaut; ein Russe verlangte für seinen Hund eine Bar und eine Fußbodenheizung, die er per Sprachbefehl steuern kann – Klassen hat's ihm eingebaut; ein anderer Russe wollte einen Kamin in seinem Minibus – Klassen hat ihm eine Kamin-Imitation eingebaut mit einer Standheizung, Holz-Aroma über die Belüftungsanlage und Holzgeknister über die Boxen inklusive.

Zwischen 100.000 und 1,5 Millionen Euro kosten die Klassen-Veredelungen. Keines seiner Autos gibt's zweimal: alles Einzelstücke. „Dass ein Kunde mit einem Wunsch zu uns kommt und wir sagen: ‚Geht nicht‘ – das gibt's nicht.“

FOTOS: KLASSEN (7)



Schützen vor Kugeln (Bild links) und vor Blicken: von Paul Klassen bearbeitete Autos.

Am linken Handgelenk trägt er eine rotgoldenen-schwarze „Royal Oak“ von Audemars Piguet im Wert von vielleicht 20.000 Euro – ein Geschenk eines Kunden zu seinem 40. Geburtstag.

Klassen hat noch eine zweite Uhr, ebenfalls ein Kundengeschenk, von der er weiß, dass sie sogar mehr als 100.000 Dollar wert ist. Trägt er aber nicht: „Ist mir zu viel Luxus. Brauche ich nicht.“

Manchmal, sagt er, finde er das alles etwas merkwürdig.

Aufgewachsen ist der Mann in Duschanbe, der Hauptstadt von Tadschikistan. Tadschikistan liegt im Hochgebirge, irgendwo zwischen Afghanistan und China. Sein Vater war Tischler. Als 1991 der Bürgerkrieg ausbrach, musste die Familie das Land verlassen. Und weil Onkel und Tanten und Bekannte schon nach Minden gezogen waren, zog auch Familie Klassen nach Minden. Und als Paul Klassen, das älteste der sechs Klassen-Kinder, die Hauptschule überstanden hatte und 16 Jahre alt war, machte er eine Lehre als Kfz-Mechaniker.

Mit 17 heiratete er: „Wenn man von den Eltern die Genehmigung erhält und Papa Staat mitmacht, kann man auch mit 17 heiraten.“ Mit 18 wurde er Vater und begann einen Job bei der Stadt als Straßenbauer. Seiner Familie wollte er ein Haus bauen. Aber eigentlich wollte er mehr.

„Da habe ich gemerkt: Nur mit den Händen kann ich so viel Geld nicht verdienen. Also habe ich in den Kopf investiert. Ich

habe gesagt: Ich mache alles dafür, dass sich in meinem Leben etwas ändert. Und in den darauffolgenden fünf Jahren habe ich alles geändert.“ Er schrieb sich ein an der Fernuniversität Kiew: Maschinenbau-Ingenieur wollte er werden. Mit 22 Jahren, zwischen dem zweiten und dem dritten Kind, baute er dann sein Haus. Aber das Geld reichte trotzdem nicht.

Deshalb mietete er 2001 eine 100-Quadratmeter-Garage für 50 Euro im Monat und meldete und eröffnete einen Kfz-Ersatzteilhandel für Lieferwagen („Hab’ versucht, selber da und hier zu schrauben“). Nach ein paar Jahren war er so weit, dass er gebrauchte Reisebusse umbauen und verkaufen konnte, wegen seiner Sprachkenntnisse vor allem nach Russland und in die Ukraine.

Mit 25 hatte Paul Klassen fünf Kinder. Inzwischen hat er sechs. Er studierte nachts. Dann schliefen die Kinder. Mit 26 Jahren machte er seinen Abschluss: „Können Sie sich vorstellen, was für harte Zeiten das waren? Aber anders kann das nicht funktionieren.“

Dass er heute jene Reichen, die ihm Luxusuhren schenken, zu seinen Kunden zählt, hat sich mehr oder weniger so von allein entwickelt: Als seine umgebauten Reisebusse immer anscheinlicher wurden, zwischen 2005 und 2007 ungefähr, da fand er mehr und mehr Spaß an all der Frickelei, dem Schrauben und Schweißen, und kaufte Sitze nicht mehr beim Schrotthändler, sondern im Fachhandel, nähte Polster, baute Fernseher ein. ▶



Hier sieht man jeden Fleck: Elfenbeinfarbene Ledersitze und Fenstervorhänge in einer von Klassen veredelten Mercedes V-Klasse.



Sitzordnung: Falls sich der Besitzer dieses rotledrigen Fahrzeugs nicht mehr sicher sein sollte, welcher Klasse er zugehörig ist – die diamantenförmige Deckenleuchte gibt Aufschluss.





Daumen hoch: Paul Klassen vor Anschauungsobjekt auf dem Genfer Auto-Salon.

2011 fragte ihn ein Busunternehmer: Ob er ihm ein paar Neunsitzer sehr hochwertig ausstatten könne, mit Teppichen, Vorhängen, Ledersesseln, Minibar und so'm Zeug? „VIP-Linie“ nennt Klassen fortan diese Linie.

Zu seinen ersten Abnehmern zählten Chauffeurdienste und Vier- und Fünf-Sterne-Hotels, die mit den feinen Kleinbussen ihre feinen Gäste zum Flughafen bringen oder sonstwohin. „Schnell kamen die Hotelgäste direkt zu uns und fragten: Kannst du mir so was auch privat bauen?“

Klassen bearbeitet fast ausschließlich Mercedesse: „Sprinter“, „Viano“, „Maybach“. Hier und da habe er auch schon mal einen „Range Rover“ aufgeflext und umgebaut, „aus Langeweile, um zu zeigen, dass wir so was können“. Doch seine Kunden verlangten das Beste, und das sei nun mal Daimler.

Den Mercedes-Stern beziehungsweise das Maybach-Logo ersetzt er durch ein schwarzes „K“. Gibt es da keinen Ärger mit den Schwaben? Klassen schaut irritiert: „Wenn wir Mercedes verbessern? Wie meinen Sie das?“

Seine Firma stellt auf den Automessen aus: Genf, Monaco, Frankfurt, Schanghai. Er betreibt mittlerweile Niederlassungen in neun Ländern, verkauft in 35 Länder, zwischen 80 und 100 Autos pro Jahr. Umsatz 2016: harte 14 Millionen Euro.

Aber seit zwei Jahren hat er kein einziges Auto mehr in Deutschland verkauft. Grund: „Der einfache deutsche *Business*-Mann kann sich unsere Autos gar nicht leisten.“

Aber der Präsident von Aserbaidschan kann sich einen Klassen leisten: Er bestellte in Minden eine um 50 Zentimeter verlängerte Mercedes G-Klasse. Auch die Regierung von Kamerun will sich was verlängern (und panzern) lassen; Vertreter aus dem früheren Piratennest Monaco sind regelmäßig zu Gast auf Klassens Messständen, und auf Youtube gibt es ein Video, in dem ein Klassen-Van in der Wladimir-Putin-Kolonade mitfährt.

Es überraschte Klassen deshalb auch nur wenig, als der Energiekonzern Gazprom sich bei ihm meldete: Ob er auch einen ganzen Eisenbahnzug aufrüsten könne, inklusive Badewannen, Jacuzzi und allen Schikanen?

Die Gazprom-Leute hätten schon mit den nötigen Genehmigungen gewunken, die es brauchte, um den Zug im Mindener Hauptbahnhof abzustellen; man habe sogar daran gedacht, eine kleine Schienentrasse in Klassens Werkstatthalle zu verlegen. „Aber ich habe das erst mal abgelehnt“, sagt Klassen. Auch dem Prager Kasinobesitzer, der seinen Hubschrauber aufmöbeln lassen wollte, sagte Klassen ab. „Wir sind anerkannt als Fahrzeughersteller. Alles andere ist Zerstreuung, man verliert den Überblick, und damit verliert man Qualität. Jachten, Hubschrauber, Züge – das passt nicht zu unserer Strategie ... noch nicht.“ ■



Im Dienst nur Diesel

Dieselkrise? Nicht bei den Dienstwagenbestellungen, sagt Karsten Rösel, Chef der ALD Automotive. Sogar die Gebrauchten kann er gut vermarkten.

Text: **Michael Gatermann**

BILANZ Herr Rösel, wie hat die Dieselkrise das Bestellverhalten Ihrer Kunden verändert?

KARSTEN RÖSEL In den Gesprächen mit unseren Kunden spüren wir zwar einen erhöhten Beratungsbedarf, aber ihr Verhalten hat sich überraschenderweise gar nicht geändert: Zu 80 Prozent werden nach wie vor Diesel bestellt, und zwar wegen der niedrigen Betriebskosten.

Benziner profitieren also nicht von der Krise?

Fuhrparkmanager sind nicht so leicht zu verunsichern wie Privatkunden. Die bestellen modernste Dieseltechnik – für die rechnen sie nicht mit Fahrverboten.

Wie entwickelt sich der Anteil von Elektrofahrzeugen und Hybridautos?

Er steigt langsam, aber insgesamt ist der Anteil doch noch sehr gering.

Wie hoch ist er denn?

Hybridfahrzeuge haben bei uns jetzt einen Anteil von zwei oder drei Prozent an den Fahrzeugbestellungen für Dienstwagen. Reine Elektroautos noch viel weniger.

Sie müssen davon ausgehen, dass der Restwert von Dieselfahrzeugen, die Ihnen in zwei oder drei Jahren zurückgegeben werden, drastisch niedriger als heute ist.

Nein, ich glaube nicht, dass der Restwert in Gefahr ist, jedenfalls nicht für moderne Euro-6-Diesel. Die Vermarktung wird nicht anders laufen als bisher. Auch heute haben wir, trotz der aufgeregten Debatten, keine Probleme bei der Verwertung der Rückläufer – noch nicht einmal mit Euro-5-Dieseln! Die Vermarktung von

Gebrauchtwagen läuft europaweit gut, wir erwarten keine Probleme.

Ihr Optimismus in allen Ehren. Ist die Aufregung um den Diesel ein spezifisch deutsches Thema, oder läuft die Debatte auch in anderen Ländern?



KARSTEN RÖSEL (55), Geschäftsführer ALD Automotive

ALD Automotive hat in 43 Ländern rund 1,4 Millionen Autos vermietet. Mit etwa 500 Mitarbeitern verantwortet Deutschland-Chef Rösel das Geschäft mit rund 150.000 Dienstwagen.

FOTO: SHUTTERSTOCK

Es konzentriert sich auf die Metropolen und *Megacities*, wo die Luftqualität wegen der hohen Belastung schlecht ist. Aber so viele *Megacities* gibt es ja in Europa nicht.

Sie bezweifeln also bei ALD, dass der Dieselmotor in absehbarer Zeit vor dem Aus steht?

Ich glaube, die Zukunft des Diesels hängt nicht nur von seiner Technik und Umweltverträglichkeit ab, sondern sie entscheidet sich auch am Preis: Mercedes und auch andere Hersteller erreichen heute fantastische Emissionswerte...

Wenn man den Messungen traut...

Die wissen jetzt, wie Abgasreinigung geht; allerdings ist sie technisch sehr aufwendig, und das macht die Autos teuer. Deshalb ist es fraglich, ob sich diese Diesel gegen Elektroautos durchsetzen können, wenn deren Batterien billiger und technisch leistungsfähiger werden.

Haben Sie schon ein überzeugendes E-Auto entdeckt?

Der „Nissan Leaf“ ist ausgereift und preislich okay, der fährt jetzt mit einer Batterieladung 250 Kilometer weit. Und ein Auto der nächsten Generation ist der „Ionic“ von Hyundai: Den bin ich gefahren, der ist super! Auch der „Ionic“ hat

eine Reichweite von 250 Kilometern – wer nicht wirklich weite Strecken oder oft bergauf fährt, kommt damit aus. Aber man braucht natürlich auch die Infrastruktur zum Aufladen der Batterien.

Die junge Generation ist weniger Auto-affin. Haben Sie auch Angebote für Dienstwagengegner?

Rund um das Dienstfahrrad haben wir noch kein Geschäftsmodell entwickelt. Aber wir halten auch Mitarbeiter mobil, die keinen Dienstwagen wollen. Sie können Autos tage-, wochen- oder monatsweise nutzen; wir liefern sie an und holen sie ab, ganz wie es die Kunden wollen.

Sind Dienstwagen heute weniger attraktiv als früher?

Es gibt gewiss die jungen Leute, die gern ohne Auto auskommen wollen, vor allem in den Großstädten. Ich bezweifle aber, dass dies ein flächendeckender Trend ist. Viele unserer Flottenkunden setzen im Gegenteil gezielt auf Dienstwagen, wenn sie um die knapp werdenden qualifizierten Nachwuchskräfte werben – ein Firmenauto gilt da immer noch als sehr gutes Argument.

Fahren Sie selbst einen Diesel?

Nein, ich fahre einen Benziner. ■

Besser als ein Dienstwagen?

Jakob Brombacher wohnt in der Münchner Innenstadt, Parkplätze gibt's da nicht, und in die Firma fährt er per öffentlichem Nahverkehr – der oberste Produktmanager bei Sixt wäre der ideale Kunde für sein neues Programm „Maas“ („*Mobility as a service*“). „Mobilitätsbudget statt Dienstwagen“, preist Brombacher das Projekt, das Sixt mit dem Pilotkunden Boston Consulting Group erprobt hat und das er jetzt allen Unternehmen anbietet.

Dabei sollen Mitarbeiter anstelle des eigenen Dienstwagens ganz nach Bedarf aus verschiedenen Mobilitätsangeboten wählen können. Den flinken Stadtverkehr können sie mit Wagen aus der *Carsharing*-Flotte von „Drive Now“ erledigen, die Sixt gemeinsam mit BMW betreibt. Längere Strecken bewältigen sie per Mietwagen, und in die Oper oder zu Gelagen chauffiert sie der Transferservice „My Driver“. Die Kosten werden dem Mobilitätsbudget belastet, das die Mitarbeiter mit ihrer Firma vereinbaren. Abgerechnet wird über eine digitale Plattform. 40 Prozent der Boston-Consulting-Berater nutzen das Programm. Die Rückmeldungen sind laut BCG durchweg positiv.

„Alles wird digitaler und urbaner“, sagt Brombacher, „auf diesen Trend springen wir auf.“ Mit „Maas“ ließen sich nicht nur Kosten, sondern auch der Ausstoß von Treibhausgasen senken: „Wer sich einen Dienstwagen konfiguriert, hat dabei die Maximalanforderung im Sinn“, sagt Brombacher, „herauskommen überdimensionierte Kombis.“ Da sei es doch vernünftiger, im gecharterten Elektroflitzer durch die Stadt zu sausen. Am Wochenende kann man sich immer noch einen Porsche mieten. ■

DEUTSCHLANDS BELIEBTESTE DIENSTWAGEN

Über 800.000 Dienstwagen wurden 2016 in Deutschland zugelassen, das sind ein Viertel aller Neuwagen. Rund 10.000 Euro investieren die Unternehmen im Schnitt pro Auto und Jahr.

Dies sind die populärsten Modelle:

- | | |
|------------------|----------------------|
| 1. VW Passat | 6. Mercedes C-Klasse |
| 2. VW Golf | 7. BMW 3er |
| 3. Audi A4 | 8. VW Touran |
| 4. Skoda Octavia | 9. Ford Focus |
| 5. Audi A6 | 10. Opel Astra |

Quelle: Dataforce

„Moderne Archäologie“

Der Hamburger Eberhard Thiesen gehört zu den führenden Handelsmännern für klassische Automobile. Seine Kunden sind Könige, Scheichs und Halbseidene.



Eberhard Thiesen im „Mercedes 77 K Cabriolet“ von 1931. Preis: 3,2 Millionen Euro.

Text: **Volker ter Haseborg**

„E in Schrauber, das bin ich nie gewesen“, sagt Eberhard Thiesen. Was ihn denn sonst qualifiziere für den Beruf des *Oldtimer*-Händlers? Er habe „ein Gefühl für schöne Formen“. Na, das ist doch einmal eine Antwort!

Ich habe mich mit Eberhard Thiesen (66) – graue Haare, blaue Augen, braune Lederjacke – in seinem Schauraum verabredet, der sich in einer ehemaligen Wollfabrik in Hamburg-Othmarschen befindet. Dort, wo so langsam die Elbvororte beginnen mit ihren großen Villen in den stillen Parks. Er zeigt mir seine „automobilen Raritäten“: hundert Autoklassiker, die er an den Mann bringen will.

Wir stehen vor einem „Mercedes-Benz 770 K Cabriolet D (W 07)“, Baujahr 1931. „Diese Imposanz!“ Eberhard Thiesen kann es selbst kaum fassen: Die Karosserie habe eine „teutonische, kräftige Form“. Er betrachtet die freistehenden Scheinwerfer, die Trittbretter, das Armaturenbrett aus Perlmutter-Imitat: „Hoch-

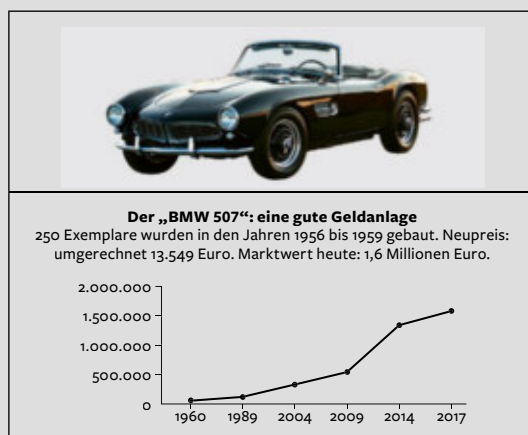
herrschaftlich“ und 3,2 Millionen Euro teuer sei das Auto, das einst dem deutsch-jüdischen Regisseur und Schauspieler Erik Charell (1894–1974) gehört hatte.

Auf der ganzen Welt sucht Eberhard Thiesen nach Prachtmodellen wie dem „770 K“. Das Angebot ist begreiflicherweise begrenzt. Er bekommt Hinweise von Nachlassverwaltern, Händlern, Kontaktleuten, hier mal einen Wink, da mal einen Tipp.

Die Autos lässt er in seiner Werkstatt instand setzen und aufpolieren, danach verkauft er sie zu Preisen von bis zu sechs Millionen Euro; 200 Autos setzen er und seine zehn Leute in

seinen beiden Niederlassungen in Hamburg und Berlin im Jahr um. Der Umsatz liegt schätzungsweise bei 40 Millionen Euro.

Die Nachfrage nach klassischen Automobilen steigt, nicht nur, weil immer mehr Leute einen Wagen mit Geschichte einem Wagen ohne Gesicht vorziehen, sondern vor allem, weil sich die „Alten“ in Zeiten auch als Geldanlage eignen. Von 1989 bis heute stieg ihr Wert, laut Bewertungsfirma Classic Data, um 91,4 Prozent, in den vergangenen drei Jahren immerhin um 33 Prozent.





„Lamborghini Countach LP 400 S“ von 1981, 395.000 Euro.



„Facel Vega HK 500“ von 1960, 179.000 Euro.



„Lamborghini Miura P 400“ von 1968, 1 Mio. Euro.



„Mercedes 300 SL Coupé“ von 1956, 1,3 Mio. Euro.

„Mir sind die Sammler lieber als die Investoren. Die wissen *Oldtimer* mehr zu schätzen“, sagt Eberhard Thiesen. Er habe schon mit dem König von Marokko Geschäfte gemacht, mit Scheichs und Oligarchen. Namen nennt er nicht. „Diskretion ist in meinem Gewerbe alles.“ Und in diesem Gewerbe sei er weltweit führend – was selbst Konkurrenten wie Klaus Kienle (Kienle Automobiltechnik) und Mathias Leitner (Mirbach) bestätigen.

Er habe sich schon als Schüler für Autoklassiker interessiert, sagt Eberhard Thiesen. Als er 1969, endlich, den Führerschein hatte, kaufte er sich gleich sein Traumauto: einen „Mercedes 170 S“, Baujahr 1951. Er studierte Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte, handelte nebenher mit 170er-Modellen von Mercedes. „Das Kaufmännische liegt mir auch im Blut.“ Von seinem Vater habe er's nicht, der praktizierte als Arzt.

Nach dem Studium reiste er durch Simbabwe, die Elfenbeinküste, Kenia, Kongo. Er hatte gehört, dass es auf dem afrikanischen Kontinent einen großen Bestand von Mercedes-Ersatzteilen gebe. Es stimmte: „Die Kolonialherren und die afrikanischen Potentaten führen alle Mercedes. Die Händler vor Ort hatten sich mit Ersatzteilen eingedeckt.“ Ihm kam eine Geschäftsidee: Warum nicht Motoren, Achsen, Chrom-Teile aufkaufen – und sie an andere *Oldtimer*-Liebhaber in Deutschland verkaufen? Die Geschäfte liefen gut.

Zuerst handelte er mit Ersatzteilen, später immer häufiger mit Autos. Im Tschad fand er einen „Mercedes 600 Landaulet“, er war als Verstärkung in eine Uferbefestigung eines Flusses ein-

gegraben worden. Er ließ ihn restaurieren – und verkaufte ihn. Seine Streifzüge führten ihn auch nach Russland. Im Keller eines verlassenen Hauses in Moskau fand er Kisten mit Einzelteilen von Autos der deutschen Edelmarke „Horch“, dem Vorläufer von Audi – offenbar Beute sowjetischer Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg. Eberhard Thiesen brachte die Teile nach Hamburg, wo er sie zusammensetzen ließ. „Mein Beruf ist moderne Archäologie.“

Seit Mitte der 80er-Jahre handelt er nur noch mit Autos. Das teuerste Exemplar, das er je verkauft hat, war ein „Mercedes 540 K Spezial-Roadster“, Baujahr 1938, für sechs Millionen Euro („Der hatte mal dem König von Rumänien gehört“).

In seiner Ausstellungshalle stehen aber auch günstigere Exemplare: ein „Lagonda LG 45 Rapide“, Baujahr 1937, Kostenpunkt: 1,15 Millionen Euro („Der Erstbesitzer war Hollywood-Schauspieler Clark Gable“) oder ein „Facel Vega HK 500“ von 1960 für 179.000 Euro („Der französische Philosoph Albert Camus hat sich mit solch einem Auto zu Tode gefahren“).

Eberhard Thiesen ist ständig unterwegs, auf der Suche nach neuen Raritäten. Auf 200 auswärtige Übernachtungen kommt er im Jahr, sagt er. Und wenn er dann mal in Hamburg sei, nehme er Gesangsunterricht: weil er italienische Opern so sehr liebe.

Die Ehe des Mannes, der ständig auf Achse ist: gescheitert. Seine aktuelle Freundin bringe aber Verständnis für seine Leidenschaft auf. Muss sie auch. Denn: „Ich werde das machen, solange ich gesund bin.“ ■



Understanding America

Amerikanische Kunst des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist in europäischen Museen kaum zu finden. Doch wie soll man Trump verstehen, wenn man Amerika nicht kennt?

Geschichte, Kultur und Werte eines jeden Landes – und wie wir diese sehen, verstehen und deuten – werden grundlegend geprägt von seiner Kunst und ihrer Wahrnehmung. Wenn sich so mancher Europäer heute über die Entwicklungen in den USA verwundert die Augen reibt und versucht, sich einen Reim zu machen auf „*America First*“-Ideologien oder auf den weitverbreiteten Einfluss der Kreationisten, auf den gleichzeitig unbeugsamen Optimismus, den radikalen Liberalismus, die „*Disrupt the World*“-Manifeste und den grundlegenden Glauben an die herausragende Stellung des eigenen Landes, dann muss man sich eines eingestehen: So allgegenwärtig gewisse Kulturprodukte der Vereinigten Staaten in Europa sind und so sehr Amerikanismen die Weltkultur prägen – von der kulturellen Basis, das heißt von der klassischen Kunst der USA, sieht man in Deutschland nahezu nichts, und man kennt sie auch nicht.

Dies ist ein großes Versäumnis, zumal heutzutage, da viele Menschen erst allmählich begreifen, dass sich die Werte, Ziele und Perspektiven von *Good Old Europe* und dem Land der vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten nicht nur weitaus stärker voneinander unterscheiden, als man sich dies bislang klargemacht hatte, sondern dass sie einander teilweise auch widersprechen.

In Bezug auf den künstlerischen Austausch zwischen Amerika und Europa herrscht von alters her ein großes Gefälle, ja, man wird kaum umhinkönnen, ein dramatisches Ungleichgewicht festzustellen: Die europäische Kunst etwa des 19. und frühen 20. Jahrhundert war und ist in den USA weitaus präsenter als umgekehrt die amerikanische in Europa. Diese *Imbalance* würde Donald Trump wohl als „*sad*“ bezeichnen, zumindest als eine Art „Handelsdefizit“ darstellen.

Französische, deutsche, englische Kunstwerke sind in den amerikanischen Museen allgegenwärtig, die riesigen Samm-

lungen von Salonkunst, Realismus und Impressionismus in Chicago, Boston, New York und anderen Metropolen der USA sind beispiellos. Schon die amerikanischen Antiroyalisten und Republikaner Ende des 19. Jahrhunderts, die die Aristokratien Europas mit heißem Herzen abgelehnt hatten, konnten der vielfältigen Faszination der europäischen Kultur – einschließlich Kunst, Architektur, Dekorationskunst, Literatur, Musik und Mode – kaum widerstehen.

Früh machten amerikanische Reisende die *Grand Tour* durch Europa und suchten alte und moderne kulturelle Vorbilder, die den sozialen Status, die Bildung der Zivilbevölkerung und die kulturelle Verfeinerung zu Hause fördern würden. Damit begann bei amerikanischen Sammlern ein *Shopping Spree*: die wohl größte Übertragung bedeutender Kunstobjekte von einem Kontinent zum anderen in der Menschheitsgeschichte – mit der Folge, dass die Museen in den USA heute die größten europäischen Kunstschatze zeigen können und in Europa vielerorts nationale Kulturschutzgesetze erlassen werden mussten, um einen weiteren Verlust an bedeutenden Kulturgütern zu verhindern.

Doch während gigantische Sammlungen klassischer europäischer Kunst in jedem großen amerikanischen Museum, sowohl in der ständigen Sammlung als auch in den temporären Ausstellungsgalerien, öffentlich zugänglich sind und für ein kulturelles Verständnis der europäischen Kunst und Kulturgeschichte in den USA sorgen und damit für ein Verständnis Europas, ist in der anderen Richtung praktisch nichts geschehen: Kulturtransfer als Einbahnstraße.

Die wichtigsten Museen Europas beherbergen nahezu keine amerikanische Kunst, die vor dem Erfolgsgang des abstrakten Expressionismus und der Pop Art in den Nachkriegsjahrzehnten entstanden ist. Werke der für das Verständnis der amerikanischen Nation grundlegenden Hudson River School, der Landschaftsmalerei aus der Zeit um 1850, sucht man vergeblich, ebenso Exponate des American Craft Movement, der Historienmalerei oder auch des American Precisionism vom Anfang des 20. Jahrhunderts.

Abgesehen von den zahlenmäßigen Aspekten, die sich aus diesem ärgerlichen Missverhältnis ergeben, das weder einen Austausch kennt, der diesen Namen verdient, noch einen Gesamtüberblick überhaupt ermöglicht, stellt sich die Frage: Wie sollen die Europäer die Amerikaner und ihre Werte beurteilen und verstehen, wenn sie ihre Kunst nicht aus erster Hand erleben können?

In der amerikanischen Kunst des 19. Jahrhunderts, der sowohl die hergebrachten *Sujets* der religiösen Malerei als auch ihre Ikonografie fehlten, wie sie sich in Europas langer Schule der Altmeistergemälde etabliert hatten, war es die Landschaftsmalerei, die als allerhöchste Gattung die tragenden Themen

der Zeit widerspiegelte und an großen Naturpanoramen ablesbar machte und sich als künstlerische Hauptplattform für die nationalistische Rhetorik im Amerika des 19. Jahrhunderts herausbildete.

Künstler wie Thomas Cole (1801–1848) zeigten die amerikanische Landschaft als einen „Garden of Eden“ der Neuen Welt (s. Foto links), der sowohl die Schöpfung Gottes als auch das Schicksal der Nation repräsentierte, deren Aufgabe es war, die von den Ureinwohnern besetzte „Wildnis“ zu besiedeln und zu pflegen, und ein gottgegebenes Schicksal der Nation prophezeite.

So manches Werk von Albert Bierstadt (1830–1902) war im Wesentlichen eine Werbung für Amerikas „*Manifest Destiny*“, den gesamten Kontinent zu besiedeln – eine Mission, die in der Ära des kalifornischen Goldrauschs erfüllt war und sich heute auf andere Weise weltweit fortsetzt.

In Werken wie diesen kann man das Wesen der Amerikaner verstehen – etwa ihren Glauben an den „amerikanischen Exzptionalismus“, die angenommene Ausnahmestellung unter den Industrienationen, oder auch das immer noch durchdringende und starke Gefühl, dass die USA eine einzigartige demokratische Nation seien, die die gottgegebene Mission erfüllen müsse, die Welt in ihr eigenes Bild zu verwandeln.

In die europäischen Museen und damit in die Aufmerksamkeit der hiesigen Öffentlichkeit zog erst die amerikanische Kunst der Nachkriegszeit ein – von der US-Regierung übrigens massiv unterstützt und auch vom CIA strategisch vorbereitet: Der abstrakte Expressionismus eines Jackson Pollock oder Mark Rothko etablierte sich hierzulande als quintessenzielle amerikanische Kunstbewegung der neuen Ausdrucksfreiheit.

Gerade auch dank der europäischen Sammler und Kuratoren begann dann in den 1960er-Jahren der Siegeszug der Pop Art als markanteste amerikanische Kunstbewegung und verstärkte die Stereotypen der Vereinigten Staaten als Hort der Populärkultur und Konsumnation.

Indes, es ist viel zu wenig, wenn man in Europa nur die Kunst der vergangenen 50 Jahre Amerikas wirklich vor Ort und vor Augen hat. Ein tiefes und nuancierteres Verständnis der Vereinigten Staaten würde eine stärkere Präsenz der klassischen amerikanischen Kunst in Europa erfordern. Dies wird eine große Aufgabe nicht nur der kulturellen Außenpolitik sein, sondern auch des internationalen Kunstmarkts.

Max Hollein ist einer der angesehensten Kulturmanager der Welt. Als erfolgreichster Museumsdirektor Deutschlands hat er das Frankfurter Städel, die Schirn Kunsthalle und das Liebieghaus zu internationaler Geltung geführt. Seit Juni 2016 leitet er die Fine Arts Museums of San Francisco.



Endlich anders sein!

Werbung mit den Meinungs- und Stimmungsmachern im Internet wird für Modemarken immer wichtiger. Was können klassische Modemagazine dagegen tun?



Die Redakteure hatten leichtes Spiel mit dem jungen und unerfahrenen Mädchen: zack, 'reingelegt, die hohle Nuss. Die Interviewte kam rüber wie ein naives und dümmlisches Modepüppchen, am Ende wurden sogar noch die Fragen mitgedruckt, die die junge Frau lieber NICHT beantworten wollte, nein, wie komisch, der schnelle Lacher auf der Seite der etablierten Presse.

Doch der Apfel bleibt im Hals stecken. Das vergiftete Interview der deutschen Mode-*Bloggerin* Caro Daur (A), erschienen in einem seriösen Wirtschaftsblatt, war im Grunde genommen ein Zeichen der Hilflosigkeit: Wie sollen die etablierten Medien mit der vermeintlichen Konkurrenz, den *Bloggern*, umgehen? Sie lächerlich machen?

Im *Fashion Publishing* ist ein neuer Berufszweig entstanden, den viele nicht verstehen oder vor dem sie sich insgeheim fürchten und deshalb ablehnen: der Mode-*Blogger* oder *Influencer*. Er ist ein Mischwesen: Filmer, Regisseur, Fotograf, Fotoredakteur, Moderedakteur, Texter, Chefredakteur und Marketing-Verantwortlicher in einer Person – und er ist die Zielscheibe für den Spott altgedienter Presseleute.

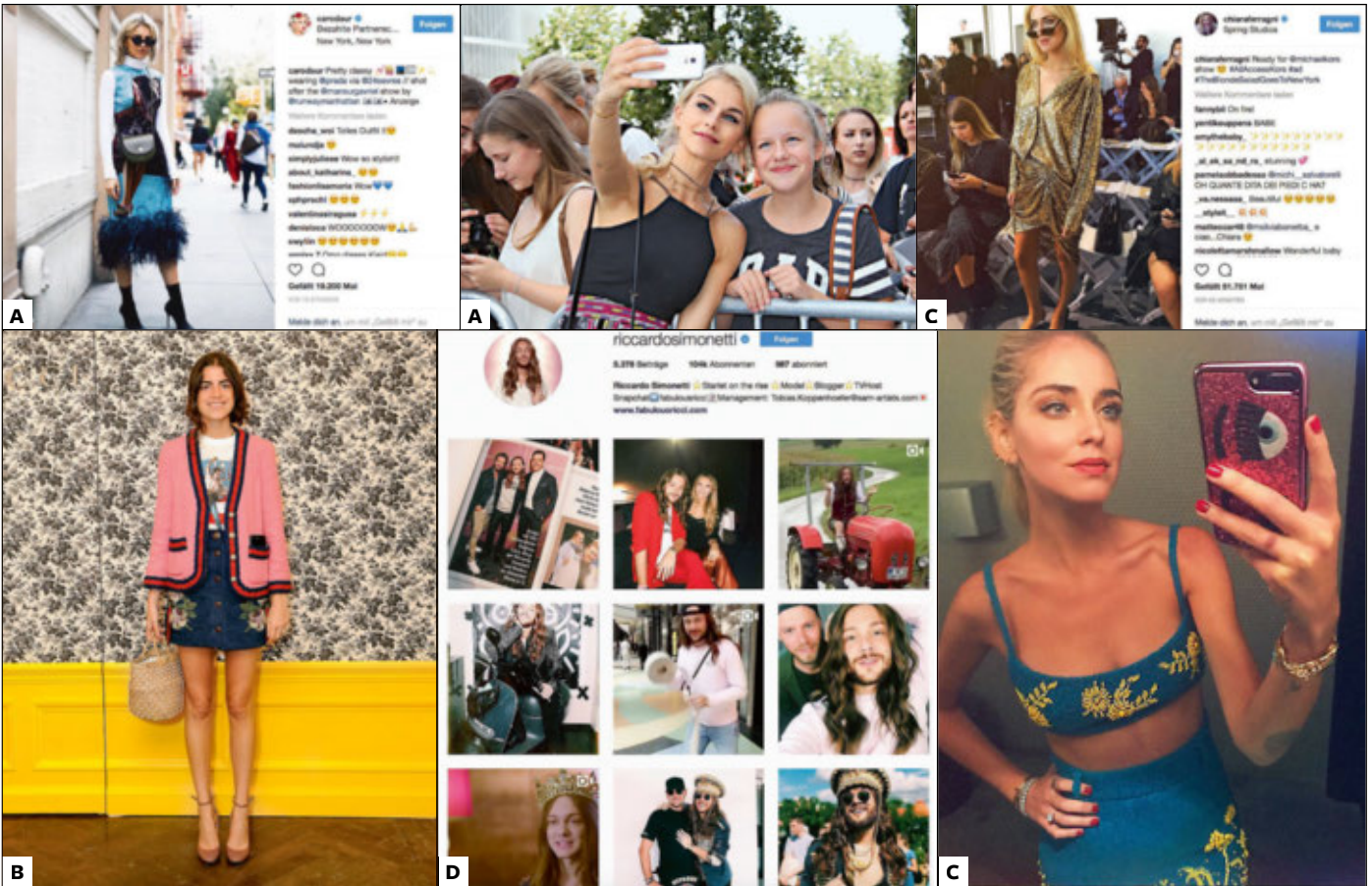
Es geht bei Weitem nicht nur darum, wer in der berühmten ersten Reihe bei den Modeschauen sitzt, das sind Eitelkeiten. Es geht ums Geschäft. Etwa 25.000 Euro kostete früher eine Anzeige in einem renommierten Modemagazin. Heute bekommen das Spitzen-*Bloggerinnen* wie Leandra Medine (B) oder Chiara Ferragni (C) für einen einzigen *Post*, also für ein veröffentlichtes Foto auf Instagram oder anderswo.

Es ist eine stolze Summe, und dieses Geld ist für die Verlage dauerhaft verloren. Die Modefirmen verlagern ihre Werbebudgets zu den Meinungsmachern ins *Influencer Marketing*, etwa 30 Prozent vom Kuchen sind schon im Netz. Tendenz: steigend.

„Punktgenaue Zielgruppenansprache, messbare *Performance* per *Swipe*, null Streuverlust, da kann Print nicht mithalten“, meint Anne Höweler von der Cover PR. Sie hat ihre Agentur für *Influencer Marketing* im Jahr 2012 gegründet. Der Laden läuft.

Caro Daur ist das „Idol“ von 1,2 Millionen Fans und Anhängern auf Instagram. Ihr niedlicher Mädchen-von-nebenan-Stil zeigt genau das, was ihre weiblichen Anhänger aktuell gern tragen. Und wenn diese in die Boutiquen strömen und sich den Lippenstift, die Turnschuhe oder das *T-Shirt* von Caro Daur

FOTOS: GETTY IMAGES, DDP IMAGES, CARO DAUR/INSTAGRAM, CHIARA FERRAGNI/INSTAGRAM, RICCARDO SIMONETTI/INSTAGRAM (2)



nachkaufen, dann bringt das exakt die Impulse, die die Textilindustrie und der Einzelhandel im Moment so dringend brauchen.

In Deutschland ist man von den Summen, die international bezahlt werden, zwar noch weit entfernt. Einfache Beiträge auf Instagram und anderen Plattformen kosten zwischen 1.500 und 5.000 Euro. Die Preise richten sich nach Reichweite, Anzahl der *Follower* und zunehmend auch nach Qualität und *Image* des *Blogs*, genau wie im Print, wo es Zeitschriften für allgemeine Interessen gibt und schicke Nischentitel.

„*Influencer Marketing* wurde lange nicht ernst genommen und unterschätzt“, sagt Anne Höweler. „Es wirft die Bereiche Marketing und PR durcheinander, die Zuständigkeiten waren nicht klar.“ Aber: Warum informieren sich junge Frauen überhaupt lieber auf *Blogs*, auf Instagram oder Pinterest (Facebook spielt im Modegeschäft eine untergeordnete Rolle)?

Junge Frauen wollen selbst entscheiden, wo und wann sie Medien konsumieren. Häppcheninhalte auf dem Mobiltelefon zwischendurch – statt einmal im Monat am Kiosk. „*Blogger* wirken authentischer“, findet Max Audebert, Besitzer der Kommunikations- und Veranstaltungsgesellschaft Ereignisbüro. „Sie geben

erst gar nicht vor, objektiv zu sein, so wie klassische Journalisten. *Influencer* sagen klipp und klar: Ich bin subjektiv, das ist meine Meinung! Und das macht sie glaubwürdig.“

Riccardo Simonetti (D), blitzgescheiter deutscher *Queer Influencer* mit 104.000 Fans auf Instagram und einer eigenen Gesprächsrunde auf E Entertainment, bringt das Dilemma sympathisch auf den Punkt. „Uns *Bloggern* schlägt oft der blanke Hass entgegen. Dabei lieben wir Print. Ich hätte meine Karriere nie ohne die fantastischen Zeitungsberichte über mich erreicht. Aber ich bin immer wieder erstaunt, wie wenig Print-Journalisten von unserer Branche wissen.“

Was kann Print tun, um wieder populärer zu werden? „Alles sieht gleich aus“, sagt Simonetti mit Hinblick auf zu Tode autorisierte Interviews und platt retuschierte Fotos. „Anders sein, mutig, einfach mal was trauen!“

Annette Weber war acht Jahre lang Chefredakteurin der Modezeitschrift „Instyle“. Die elegante Münchnerin, eine Kultfigur der Szene, betreibt das *Blogazine* „Glam-o-Meter“ und ist Expertin in Sachen Luxus, *Glamour*, Stil.



Kalbskopf und Krustentier

Out of Kampen.

Zu essen, wenn der Hunger besonders groß ist, gefällt mir. Das ist der Feinschmeckerei zwar abträglich, aber es macht selig. Zum Beispiel mit dem frischesten Fisch, den Sylt hergibt. Und mit fair kalkulierten Nordseekrabben. Alle Zubereitungen im „Königshafen“ sind rustikal, die Portionen groß. Lediglich das Ambiente wirkt ein bisschen dröge. Eher Speisesaal als Sylter Friesenstube.

1 Rotbarsch mit Kartoffelsalat, 1 Kabeljau mit Senfsauce, 2 Bier, Wasser, Kaffee, für 2 Personen: ca. 56 €. Königshafen, Alte Dorfstr. 1, List/Sylt.

Down by the River.

Die Inszenierungen auf den Tellern mancher Spitzenköche sind so verwirrend wie Isobaren-Karten. Thomas Martin, Küchenchef vom „Jacobs“, hält dagegen. Mit einer weitergetriebenen französischen Hochküche, Produktbesessenheit und handwerklicher Akkuratess. Etwa bei bretonischer Makrele mit Tomatenmarmelade oder Kalbskopf & Flusskrebs mit Krustentierschaum. Für mich ist das „Jacobs“ Hamburgs komplettestes Spitzenrestaurant. Das gilt besonders im Sommer, wenn ich einen Terrassentisch mit Elbblick bekomme.

2 Vier-Gang-Menüs, Weinbegleitung „Grand Cru“, Wasser, Espresso, für 2 Personen: ca. 450 €. Jacobs Restaurant, Elbchaussee 401, Hamburg.

Fred Baader, einst landesweit gefeierter Werbemanager (Baader, Lang, Behnken), veröffentlichte 2013 sein erstes Kochbuch.



Schwarzer Wein der Mönche

Recht männlich erscheint sein muskulöser Körper. Na bitte.



Avantgardist: Álvaro Palacios etwas unbestimmt und schemenhaft.

Sie nannten sie nur „Zigeuner“. Voller Argwohn beobachteten die braunen Bürger von Gratallops Ende der 80er-Jahre das Treiben junger Leute, die sich in den verwilderten Weinterrassen an den zerklüfteten Hängen des tarragonischen Hinterlandes, im Süden Kataloniens, zu schaffen machten. Wie Hippies sahen sie aus, lebten in Wohnwagen und Zelten, wärmten sich in kalten Nächten am Lagerfeuer.

Doch die Abenteurer entpuppten sich bald als weinnärrische Terroir-Enthusiasten: junge Winzer, die das brachliegende historische Rebland um die Ruine des Karthäuserklosters Escaladei zu neuem Leben und die einst berühmten schwarzen Weine der Mönche im Priorat zu frischem Glanz bringen wollten. Mit grandiosem Erfolg: Heute sind sie alle wohlbestallte Weinmacher in und um Gratallops – das ihretwegen nun Weltruhm genießt. Die modernste Variante des alten Weins gelingt dabei Álvaro Palacios.

Der 53-Jährige erzeugt in seiner avantgardistischen Kellerei Weine aus 400.000 Quadratmetern Rebland, das er nicht selten nur mithilfe von Mauleseln beackern lassen kann. So die steilen Kleinlagen, aus denen die Garnacha-Trauben für den „Finca Dofi“ gewonnen werden. Zumal aus der Magnumflasche ist der Dofi ein Traum von einem Priorat-Wein: im Glas tiefdunkelrot leuchtend mit schwarzen Reflexen, im Duftbouquet ein einzigartiger aromatischer Zusammenklang von Kirschen, Pflaumen, Holundersaft, Wildkräutern, Tabak und Zedernholz; ähnlich reich das Geschmacksbild am Gaumen. Recht männlich erscheint sein muskulöser Körper, dabei mineralisch-frisch, mit edlen reifen Tanninen und feinem Säurerückhalt. Eleganter Trinkfluss, fast erotisch in seiner Fülle und noch im sinnenden Nachschmecken tief befriedigend. Alles andere als mönchisch!

2013 Finca Dofi, Magnum, Priorat D.O.Ca., Bodega Álvaro Palacios, Gratallops. Bei inbarrique.de für 180 Euro.

Thomas Schröder führte fast 20 Jahre lang als Chefredakteur das Magazin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Heute leitet er „Fine – Das Weinmagazin“. Fraglich, ob irgendjemand im Land mehr vom Wein versteht als er.



FOTO: ALFREDO CALIZ/PANOS/WISUM

BILANZ

DAS DEUTSCHE WIRTSCHAFTSMAGAZIN

IMPRESSUM:

BILANZ Deutschland
Wirtschaftsmagazin GmbH,
Axel-Springer-Platz 1, 20350 Hamburg
Tel.: (040) 347 234 47
Fax: (040) 347 234 50
E-Mail: redaktion@bilanz.de

HERAUSGEBER: **Dr. Arno Balzer**CHEFREDAKTEUR: **Klaus Boldt (v.i.S.d.P.)**TITELGESTALTUNG: **Jean-Remy von Matt**CHEFREPORTER: **Volker ter Haseborg**

REDAKTION: **Sophie Crocoll, Virginia Kirst,**
Stephan Knieps, Melanie Loos

REDAKTIONSASSISTENZ: **Jacqueline Krause**

AUTOREN: **Fred Baader, Thomas Delekat,**
Michael Gatermann, Max Hollein, Dr. Wolfgang
Kaden, Marc Kowalsky, Thomas Luther, Felix
Retzberg, Thomas Schröder, Helge Timmerberg,
Annette Weber, Bernd Ziesemer

FREIE MITARBEIT: **Jasmin Doehl, Miriam**
Eichenlaub, Ronny Galczynski, Sandra Hassfeld,
Peter Lohmann, René Siegfried

BERATUNG FOTOGRAFIE UND ILLUSTRATION:
Heidi Russbuelt

GESCHÄFTSFÜHRER:

Dr. Stephanie Caspar, Dr. Marius Schneider

GESAMTANZEIGENLEITER:

Kai Ehrensneider-Brinkmann (v.i.S.d.P.)HERSTELLUNG: **Olaf Hopf**DRUCK: **Leykam Druck GmbH & Co. KG, Neudörfel**

BILANZ erscheint als Beilage der WELT am letzten Freitag im Monat und danach im ausgewählten Zeitschriftenhandel. Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 3 für BILANZ Deutschland, gültig ab 1.1.2016. Unsere Standards der Transparenz und der journalistischen Unabhängigkeit finden Sie unter: www.axelspringer.de/unabhaengigkeit. Die Rechte für die Nutzung von Artikeln für elektronische Pressespiegel erhalten Sie über die PMG Presse-Monitor GmbH, Tel.: (030) 284930 oder www.pressemonitor.de

EINZELHEFT-BESTELLUNGEN:

Leserservice Bilanz, 20583 Hamburg
E-Mail: kundenservice@bilanz.de,
Tel.: (0800) 8886630

ABONNEMENT:

Abonnenten-Service Bilanz,
Postfach 100331, 20002 Hamburg,
E-Mail: bilanz@dvpv.de
Tel.: +49 (0)40 46860-5129,
Jahresabonnement 49,00 Euro
(Ausland zzgl. Portokosten)

E-PAPER ERHÄLTICH UNTER:

www.lesershop24.de und www.ikiosk.de

| | |
|--------------------------|----|
| A | |
| Aareal Bank | 49 |
| Albrecht, Andrea | 47 |
| ALD Automotive | 88 |
| Arcandor | 20 |
| Audebert, Max | 95 |
| B | |
| Baetge, Jörg | 73 |
| Baumann, Werner | 32 |
| Bayer | 32 |
| Bergner, Daniel | 31 |
| Bertelsmann | 20 |
| Blockchain | 70 |
| Bork, Mathias | 98 |
| Boston Consulting Group | 89 |
| Buchalik Brömmekamp | 30 |
| C | |
| Case, Steve | 25 |
| Clearwater International | 14 |
| Continental | 46 |
| Costa, Kevin | 59 |
| Covestro | 32 |
| D | |
| Dariani, Ehssan | 63 |
| Daur, Caro | 94 |
| Degenhart, Elmar | 46 |
| Deutscher Wetterdienst | 43 |
| Diamanten | 52 |
| Diamon Tech | 66 |
| Dibelius, Alexander | 25 |
| Dieselkrise | 88 |
| Dietsch, Johannes | 33 |
| E | |
| Eichelbaum, Dirk | 30 |
| Eick, Karl-Gerhard | 21 |
| Elstner, Frank | 77 |
| Ernie Erbse & Schwester | 46 |
| F | |
| Ferragni, Chiara | 94 |
| Flöther, Lucas | 31 |
| Freizügigkeitsabkommen | 75 |
| G | |
| Garrard | 56 |
| Gefen, Sharon | 55 |
| Gerleit, Jürgen | 62 |
| Glucobox | 66 |
| Grupp, Wolfgang | 30 |

| | |
|---------------------------|----|
| H | |
| Hauenstein, Andreas | 62 |
| Heckler & Koch | 12 |
| Heeschen, Andreas | 12 |
| Hoeneß, Uli | 20 |
| Holtzbrinck Verlag | 63 |
| Höweler, Anne | 94 |
| I | |
| Israel Diamond Exchange | 54 |
| J | |
| Jacobs Restaurant, | |
| Hamburg | 96 |
| Jesus | 78 |
| John, Dieter | 12 |
| K | |
| Kachelmann, Jörg | 40 |
| Kachelmannwetter | 42 |
| Kathrein, Anton | 13 |
| Kathrein-Werke | 13 |
| Kettler | 14 |
| Khine, Michelle | 59 |
| Klassen, Paul | 84 |
| Königshafen, Kampen | 96 |
| Krumlau | 83 |
| Kunisch-Wolff, Christiane | 49 |
| L | |
| Lanxess | 34 |
| Leo Burnett | 47 |
| Li, Ronald | 59 |
| Lokalisten | 62 |
| Lubinski, Thorsten | 67 |
| M | |
| Mäntele, Werner | 66 |
| Medigene | 48 |
| Medine, Leandra | 94 |
| Middelhoff, Cornelia | 21 |
| Middelhoff, Thomas | 19 |
| Miniherzen | 59 |
| Monsanto | 33 |
| Mutterer, Detlef | 16 |
| N | |
| Nestlé | 75 |
| Netflix | 75 |
| Novoheart | 59 |
| O | |
| Oldtimer | 90 |

| | |
|----------------------------|--------|
| P | |
| Palacios, Álvaro | 96 |
| Polnauer, Leibish | 53 |
| Porsche Design Book One | 64 |
| Pötsch, Hans Dieter | 22 |
| Pro Sieben Sat 1 | 62, 73 |
| Q | |
| QVC | 98 |
| R | |
| Reinhart, Ariane | 46 |
| Rio de Janeiro | 77 |
| Rösel, Karsten | 88 |
| S | |
| Sal. Oppenheim | 21 |
| Scheidt, Herbert J. | 75 |
| Schendel, Dolores | 48 |
| Scheuch, Norbert | 12 |
| Schickedanz, Madeleine | 21 |
| Sedlbauer, Klaus Peter | 41 |
| Siatontola Silume, Grace | 50 |
| Siemens | 73 |
| Simonetti, Riccardo | 95 |
| Sixt | 89 |
| Skella, Jamie | 70 |
| Spieker, Friedrich-Wilhelm | 76 |
| Steilemann, Markus | 35 |
| Studi VZ | 63 |
| Süß, Michael | 12 |
| T | |
| Thalhammer, Kilian | 71 |
| Thiesen, Eberhard | 90 |
| Thomas, Patrick | 33 |
| Toys R Us | 16 |
| Trigema | 30 |
| Trump, Donald | 38, 92 |
| U | |
| Ullmann, Frank | 13 |
| W | |
| Walewski, Nicolas | 12 |
| Wenning, Werner | 32 |
| Wetteronline | 43 |
| WMD Capital | 62 |
| Wössner, Mark | 20 |
| Wünsche, Benedikt | 73 |
| Z | |
| Zimmer, Janek | 41 |
| Zypries, Brigitte | 21 |

Mathias Bork

Seit Anfang 2015 führt Mathias Bork (52) die hiesigen Geschäfte des US-Verkaufssenders QVC (Deutschland-Umsatz: 736 Mio. Euro). „Matjes“, wie ihn seine Familie nennt, ist in Basel geboren, in Karlsruhe und Hamburg aufgewachsen, aber arbeiten muss er in Düsseldorf. Ein großer Fan der Stadt ist er nicht: Er bat darum, ihn vor Hamburg-Kulisse zu zeigen, am liebsten wäre ihm ein Hafenpanorama.



ILLUSTRATION: ALEX WOHLRAB/DIE ILLUSTRATOREN

„Wer will, findet Wege. Wer nicht will, findet Gründe – das gilt für mich im Großen wie im Kleinen. Ausreden und Zögern zählen nicht, denn oftmals ist der Weg bereits das Ziel. Ich setze mir Etappenziele, ob beim Sport oder bei der Umsetzung unserer Unternehmensvisionen.“

- 1. Tasche:** „Briefcase“ in Schwarz, von Prada, 1.400 Euro. **2. Büropflanze:** „Ficus Bonsai Microcarpa Ginseng“, mit Topf, 299 Euro. **3. Flachrechner:** „Ipad Pro 12,9 Zoll“ mit Tastatur, 900 bzw. 189 Euro. **4. Magazin:** „Kicker“, ab 2,20 Euro. **5. Würzmittel:** „Tabasco Pepper Sauce“, 57 ml, 3,19 Euro. **6. Gericht:** Teigtaschen „Gyoza“, bei Geschäftsessen im „Okinii Düsseldorf Medienhafen“, Mittagsmenü ab 13,90 Euro. **7. Musik:** „Sunrise“ von Simply Red, 6,99 Euro. **8. Armbanduhr:** „Santos 100“ von Cartier, 6.700 Euro. **9. Lautsprecher:** „Amazon Echo“, 130 Euro. **10. Buch:** „Fever Pitch“ von Nick Hornby, 9,99 Euro.

MADE for GOOD

Das Startup-Programm der Deutschen Bank und ihrer Stiftungen

In Kooperation mit



**VOLUNTEER
VISION**

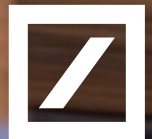
Gutes gründen und Wissen weitergeben

Volunteer Vision ist der erste Anbieter für digitales 1:1 Mentoring mit gesellschaftlicher Wirkung. In Kooperation mit der Deutschen Bank ermöglicht die eLearning-Plattform Mitarbeitern aus der Wirtschaft ein unkompliziertes und standortunabhängiges Engagement als digitale Lernpaten.

mentor@volunteer-vision.com

db.com/madeforgood

[#dbMadeforGood](https://twitter.com/dbMadeforGood)





WENN LEISTUNG
DAS TEMPO VORGIBT,
WURDE GESCHICHTE
GESCHRIEBEN.

Diese Uhr ist eine Zeitzugin. Sie hat legendäre Augenblicke im Motorsport erlebt. An den Handgelenken derer, die in einer langen Tradition einzigartiger Leistungen stehen. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL COSMOGRAPH DAYTONA


ROLEX